Die
ethischen deutschen Sagen.

Aus dem Munde des Volks und der Dichter

herausgegeben

von

Nikolaus Hocker.

Trier 1857.

Verlag von F. A. Gall.

Die ethischen deutschen Sagen.

Aus dem Munde des Volks und der Dichter

herausgegeben

von

Nikolaus Hocker.

Trier 1857.

Verlag von F. A. Gall.

Vorwort.

„Nicht allein durch Duft und Farbe erfreut die Wunderblume der Sage, sie wirkt auch als Heilkraut; sie lehrt und belehrt, sie predigt und weissagt, sie warnt und weckt.“ Diese Worte Ludwig Bechsteins mögen meiner kleinen Schrift zum Geleite dienen und ihr in allen deutschen Gauen offene Herzen verschaffen. Seit die Brüder Grimm das reiche Schatzkästlein der deutschen Sagen und Märchen erschlossen haben, ist keine Gegend Deutschlands von dem Sammlerfleiße unberührt geblieben. Die Dichter haben wiederum den in so großer Fülle zuströmenden Stoff zu ihren poetischen Schöpfungen benutzt, wie K. Simrock's Rheinsagen und geschichtlichen deutschen Sagen, Gruppe's und Günther's

Sagenbücher, A. Kaufmann's Mainsagen und viele andere dahin gehörige Schriften beweisen. Besitzen wir historische und mythologische Sagensammlungen, so ist dagegen die ethische Sage bisher unberücksichtigt geblieben. Und doch eignet sie sich vor Allem dazu, die Volkssage in Haus und Schule einzuführen und ihr einen immer größern Freundeskreis zu gewinnen. Wird uns erst diese bedeutsame Seite der Volkssage so recht klar vor die Seele treten, so darf sie nicht länger mehr wie ein uns durch lange Abwesenheit fremd gewordener Sohn oder Bruder an der Thüre pochen und vergebens Einlaß begehren. Wir werden dann erkennen, daß sie „das poetische Werk unserer Nation" ist, ein ewig frisch und munter sprudelnder Heilquell, entsprungen in dem Herzen eines Volkes, das durch die ihm von Anfang an innewohnende Sittlichkeit und Reinheit so recht zur Auf- und Annahme des Christenthums vorher bestimmt war.

Wer sich nur kurze Zeit mit dem Studium unserer Sagen beschäftigt hat, wird bald die Lehren herausfinden, die ihr Mund Jedem, der hören will, rast-

los predigt. „Nie wird die Sage das Laster beschö-
nigen“, schreibt Bechstein; „die Tugend verhöhnen, nie
den Gottesleugner und Gotteslästerer, den Dränger
und Mörder der Unschuld, den Frevler am Heiligen
straflos ausgehen lassen; sie übt ein unerbittlich stren-
ges, obschon gerechtes Richteramt. Sie beschönigt
nicht, sie vertuscht nicht, sie nennt nicht weiß, was
schwarz ist. Es giebt keine Tugend, keine Edelthat,
die nicht in irgend einer Sage ihr Echo fände, aber
auch keine Uebelthat, der nicht irgend eine Sage einen
Spiegel vorhielte mit dem ernsten Vorwurf: Erkenne
dich selbst! Und das alles ist unmittelbar, ist natur-
wüchsig, ist volksthümlich; die Gelehrten haben das
nicht gemacht, die Dichter ersangen es nicht, die Geist-
lichkeit hat es nicht hineingepredigt; aus sich heraus
gebiert die Sage Gleichniß und Beispiel, Mah-
nung und Warnung, eine vollständige um-
fassende Sittenlehre.“

Ich habe diesen trefflichen Worten nichts zuzufü-
gen. Aus dem reichen Kranze der von Dichtern poe-
tisch bearbeiteten ethischen Sagen habe ich eine Anzahl

ausgewählt, um sie dem deutschen Volke, vor Allem der deutschen Jugend, mit dem Wunsche darzureichen, in ihnen den guten Engel zu erkennen, der uns nach dem Ausspruche J. Grimm's in der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet. Wer die Bedeutung der Volkssage richtig auffaßt, wird mir gewiß nicht den Vorwurf machen, den Aberglauben fördern helfen zu wollen. Ihr frischer und belebender, ihr heilender und stärkender Geist ist nirgend so zu verspüren, als gerade bei der ethischen Sage.

Bad Mondorf, den 15. August 1855.

N. Hocker.

Inhalt.

Die Guten werden beschützt.

Die Bösen werden bestraft.

**

Die Unschuld kommt an den Tag.

Kinder stehen unterm höhern Schutze.

Reue und Buße findet Gnade.

Sünder haben nach dem Tode keine Ruhe.

Macht des Glaubens und Vertrauens.

Verschiedenes.

Die Guten werden beschützt.

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein;
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein!"
„„Mutter,"" spricht der Weltgesinnte,
Eine Mauer uns um's Haus
Kriegt fürwahr nicht so geschwinde
Euer lieber Gott heraus!""

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen,
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen,
Was er will, ist wohl bestellt."
Trommeln rum didum rings prasseln;
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln;
Ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Fluchen, lärmen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.

Und der Enkel spricht in Sorgen:
„„Mutter, uns verräth das Lied!““
Aber sieh! das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, lieben Kinder!“
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechszig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst heraus:
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl haushoch drauß.

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

„„Ja, der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter, komm,
Gottes Wunder anzuschauen!""
Spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres
Hat's dem Feind davor gegraut.

„Eine Mauer um uns baue!"
Sang das fromme Mütterlein.

Clemens Brentano.

Die Jungfrau am Drachenfels.

„In Kränze winden wir dich ein:
Des Drachen Opfer mußt du sein.“

„Um Dich liegt mancher Kämpe todt:
Von Zwietracht sind viel Blumen roth.“

„Du Christenjungfrau bist zu schön,
Drum mußt am Drachenfels du steh'n!“

Der Drach aus seiner Höhle kam:
Ein Kreuzlein von der Brust sie nahm.

Der Drache sah's — da floh er fort
Und fiel zum tiefsten Höllenort.

„Ihr Heiden kommt nun Weib und Mann
Und betet den Erlöser an.“

Da bogen alle ihre Knie,
Die schöne Jungfrau taufte sie.

August Kopisch.

Die Felsenkirche bei Oberachern.

Die wilden Hunnen werfen den Knecht:
„Wo sind die Fräulein? Sag' es recht!" —

„„Die sieben Fräulein sind entfloh'n
Zur Kirch' und beten zu Gottes Sohn."" —

Die Hunnen rennen zur Kirche dar! —
Der Kirche Thür verschlossen war.

Die Hunnen fällen die hohe Tann'
Und rennen wider die Thüre an.

Die Fräulein zu Maria schrei'n:
Die Kirche wird ein Felsenstein!

Der Wandrer, der vorüberzieht,
Hört noch im Stein der Frommen Lied.

A. Kopisch.

Der Mädchensprung.

„Maria hilf! Nur du kannst hier mich retten,
Daß mich die Wuth des Riesen nicht erreicht!"
So ruft ein schönes Kind: „Ich will mich betten
Viel lieber tief im Abgrund, kalt und feucht!"

Sie hat in Eil den Gipfel schon betreten,
Der jenseits ihr den fernen Gipfel zeigt —
Und fliegt hinüber, wie auf Rosenketten
Gewiegt von zarten Engeln, kühn und leicht.

Der Riese kommt, sieht in den Schlund hinab,
Hört auf den fernen Höh'n das Mädchen singen,
Die sich durch Gottes Kunst ihm hat entschwungen.

„Was sie vermag, ist leicht auch mir gelungen!
Hilf Hölle!" Er versucht's, kann's nicht vollbringen,
Und zwischen jenen Bergen ist sein Grab.

Ebh. v. Groote.

Die Zöllner von Hallberg.

Auf dem Kirchberg vom Gewände
Blickt ein Bildniß der Madonne,
Dran so hell in seiner Blende
Funkelte das Licht der Sonne.
Aus der Rosen duft'gem Kranze
Mild es in das Leben schaute,
Und die Flur, die überthaute,
Stand in wunderbarem Glanze.

Durch das dunkle Eisengitter
Leuchteten die Silberkronen,
Die verlieh'n zwei fromme Ritter,
Für den steten Schutz zu lohnen.
Eh' sie zogen, kühn im Wagen
Nach dem Sarazenenlande,
Wo die Tapferen in Bande
Hatt' der wilde Feind geschlagen.

Wenn der Dämmrung graue Schatten
Auf des Kerkers Dach sich senkten,
Im Gebet die Wunden, Matten,
Ihren Geist zur Heimath lenkten.

Zu der Heil'gen drang ihr Flehen
Leise, wie wenn Blüthendüfte
Stiegen in die Abendlüfte,
Schwebt ihr Ruf zu Sternenhöhen:

„Der du uns durch Sturm und Wellen
Hast geführt zum heil'gen Orte,
Wo im Morgenschein, dem hellen,
Klangen dir des Engels Worte.
Mögst uns aus der Haft befreien,
Lösen unsre Eisenketten;
Willst so gerne die erretten,
Die sich dir in Andacht weihen!"

Friede stieg zum düstern Raume
Wie der Athem Gottes nieder,
Zu der Heimath sah'n im Traume
Sich entrückt die frommen Brüder.
In der Abendlüfte Fächeln
Stand die Burg, von Glanz umflossen,
Aus den jungen Blüthensprossen
Grüßt die Heilige mit Lächeln.

In verödeter Kemnate
Weilt die Edelfrau voll Bangen,
Immer nicht der Knappe nahte,
Der auf Kundschaft ausgegangen.

Trauernd um des Gatten Leben,
Uebt sie schweigend fromme Werke,
Sucht in dem Gebete Stärke,
Heißen Schmerzen preis gegeben.

In derselben Stunde träumte
Ihr auch von Maria's Bilde,
Dem die Sternengluth umsäumte
Licht das Antlitz voller Milde.
Sieh, sie winkt heran zu kommen,
Freundlich, wie mit Muttergrüßen
Deutet sie zu ihren Füßen,
Wo der Lampe Schein verglommen.

Morgens wallt sie zur Kapelle
Für des Gatten Ruh zu beten,
Ha! wer liegt dort an der Schwelle?
Zögernd darf sie näher treten.
Schlummernd ruh'n im Sclavenkleide
Bei der Pforte Eisengitter
Hingelehnt die frommen Ritter,
Abgehärmt von langem Leide.

Aus des Busens reichster Fülle
Schwebt ein Wonneruf nach oben,
Brach des Morgens Feierstille,
Daß die Schläfer sich erhoben.

Staunend sehn sie, in der Runde
Ihre Augen fragend schweifen,
Bis ihr Glück sie ganz begreifen,
Jubelnd laut mit Herz und Munde.

Auf dem Kirchberg vom Gewände
Blicket freundlich die Madonne,
Wie die Beter vor der Blende
Dankend knie'n im Licht der Sonne.
Aus der Rosen duft'gem Kranze
Klar das Bild in's Leben schaute,
Und die Flur, die überthaute,
Stand in wunderbarem Glanze.

N. Hocker.

Die Ketten in der Maria-Ablaßkapelle zu Köln.

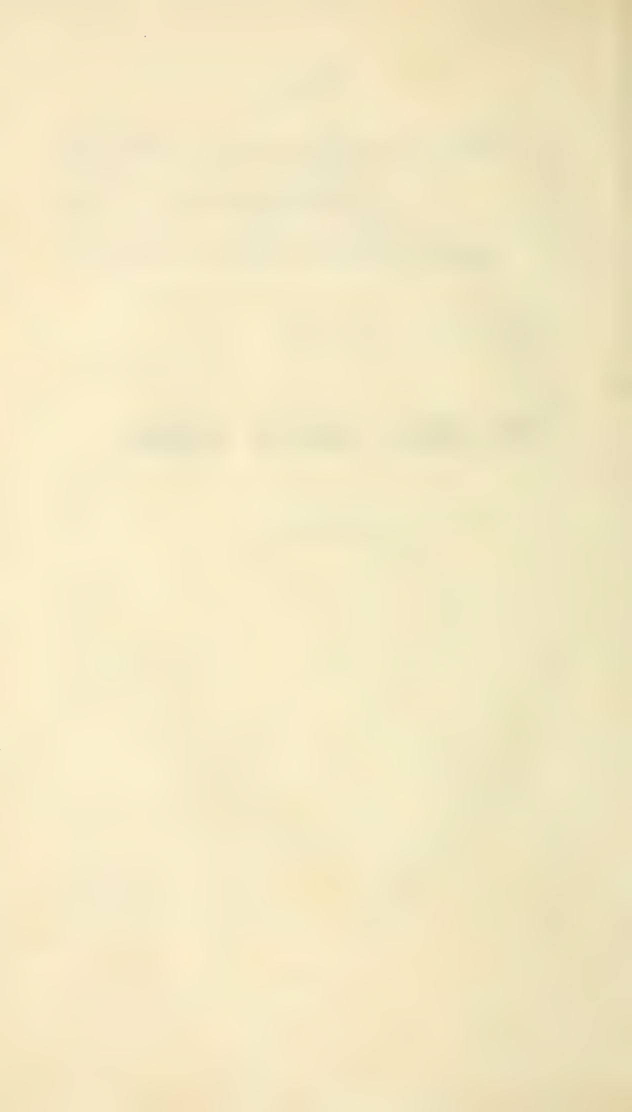
„Du heilige Mutter, errette mich
Aus den Händen der Heiden, ich flehe dich!"
So rief in des Kerkers Nacht und Graus,
In Moder und Elend, der Ritter aus.
Im Kampf, dem heil'gen für Jesus Christ
War er gefangen mit arger List.
Da sieh, welch himmlisch blendender Schein
Drängt sich in die Nacht, die schaurige, ein!
Es ist der heiligen Jungfrau Bild,
Voll Anmuth, erhaben, und dennoch mild,
Das Kindlein hat ihr das Buch entwandt,
Sie will es ihm nehmen, es wehrt's mit der Hand.
Da bietet ihm Blumen die himmlische Frau;
Ab laß, du mein Kind! Nimm's Blümchen, schau!"
Nicht Blumen das Kind will, die Aeuglein klug
Sie scheinen zu sprechen: „Ich will nur das Buch!"

Der Ritter taumelt empor und erwacht,
Und um ihn ist wieder finstere Nacht:
Doch die Kette lastet am Fuß nicht mehr,
Sie liegt am Boden fest und schwer.
Der Ritter sinkt auf beide Knie,
Und dankt für die Gnad', die Maria verlieh!
Da öffnet sich leise die eiserne Thür:'
Die Kett' in der Hand, tritt der Ritter herfür;
Er schreitet getrost durch manches Thor,
Und durch der Wächter schlummernden Chor.
Ein Schiff lag bereit an Joppe's Strand,
Das hatte die schwellenden Segel gespannt.
Es trug den Ritter über das Meer.
Er eilte wohl nach Germanien her.
Dort wallt' er, seine Kett' in der Hand,
Gar weit herum im Pilgergewand.
So kam er auch nach Köln am Rhein,
Und trat dort in ein Kirchlein ein. —
Ist's Wahrheit? ist's Trug? das Bild an der Wand,
Es war's, das er sah im fernen Land.
Es war der heil'gen Jungfrau Bild,
Voll Anmuth, erhaben, und dennoch mild.
Das Kindlein hat ihr das Buch entwandt,
Sie will es ihm nehmen — es wehrt's mit der Hand.
Da bietet ihm Blumen die himmlische Frau:
„Ab laß, du mein Kind! Nimm's Blümchen, schau!"
Nicht Blumen das Kind will, die Aeuglein klug

Sie scheinen zu sprechen: „Ich will das Buch!“
Da hing er die Kett' in der Kirche auf,
Und hat geendet den Pilgerlauf.
Noch seht ihr die Kett' in der Kirche klein,
Noch strahlt das Bild in himmlischem Schein.

Jean Cornelia Wolf.

Die Bösen werden bestraft.



Der Mäusethurm.

Am Mäusethurm um Mitternacht
Des Bischofs Hatto Geist erwacht,
Er fliegt um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein!

Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht!
Drum ward jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein.

Du floh'st auf den Rhein in den Inselthurm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;
Du schlossest den Thurm mit der ehernen Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

Sie fraßen die Speisen, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch Dir und wurden nicht satt.
Sie fraßen dich selber zu Aller Graus,
Und nagten den Namen dir überall aus.

Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht:
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

August Kopisch.

Der Vogt von Bergheim.

Der Himmel hält heuer ein streng Gericht:
Im Lande ist Mißwachs, die Frucht erfror,
Das Korn ging aus, das Brod gebricht,
Die Armuth schreiet gewaltig empor;
Doch der harte Vogt von Bergheim spricht:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!"

Und stolz durchwandert er Hof und Haus:
Auf dem Speicher liegt des Weizens Wucht,
Die Heerde brüllt aus den Ställen heraus.
Er denkt: „Das ist der Sparsamkeit Frucht!
Mir fehlt es nimmer an gutem Schmaus:
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!"

Er stellt sich vor des Gehöftes Thor,
Da kommen die Armen bleich wie der Tod,
Ein Bitten und Jammern schallt empor,
„O stillt uns den Hunger, o! spendet uns Brod!" —
Die Klagen treffen ein taubes Ohr:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!" —

„Gesindel“, ruft er, „was wart ihr so faul,
Als Gottes Segen befruchtet das Land!
Ihr sperret immer auf das Maul,
Doch nimmer schafft die träge Hand!
Ein Thor nur füttert den lahmen Gaul!
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Doch dringender scheint die hohläugige Schaar,
Schon ballt sich krampfhaft manche Faust,
Manch Auge starrt, es sträubt sich manch Har,
Daß ob dem Zeichen dem Vogte graust;
Doch heuchelt er selbst noch in der Gefahr:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Er schreit: „Jetzt hab ich kein Brod im Schrank,
Kein Korn ist auf dem Söller zur Frist,
Und lüg' ich, so komme das Vieh zum Dank,
Daß es in Scheune und Speicher frißt!
Nun machet mir fürder nicht Streit und Zank —
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“ —

Da tritt ein bleiches Weib aus dem Kreis,
Sie trägt ein sterbendes Kind auf dem Arm.
Sie ruft: „So erfülle sich dein Geheiß!
Uns räche der Himmel, daß Gott erbarm'!
Du Frevler, der nur zu sagen weiß:
Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Sie sprach so herzzerreißend den Fluch
Und sinket leblos hin mit dem Kind:
Die Bettlerschaar schweigt bei dem wilden Spruch,
Der Armuth mitleidige Thräne rinnt.
Nicht mahnt mehr der Vogt, der weiß wie ein Tuch:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Er flieht in das Haus und schließet das Thor,
Da kommt ihm ein grausig wildes Bild:
Von Söller und Scheune grunzt es im Chor,
Er sieht die Säue, dort wühlen sie wild,
Aus Augen und Maul höhnt es flammend hervor:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Ihn faßte der Wahnsinn, fort treibt es ihn dumpf,
Er kehret nicht heim, man suchet ihn lang: —
Da schwimmt sein Hut auf dem tiefen Sumpf,
Das Antlitz der Leiche ist krampfig bang. —
In der Liebe seid nicht hart und stumpf:
„Spart in der Zeit, und ihr habt in der Noth!“

Wolfg. Müller.

Das Edelweib von Cammin.

Es trat das Edelweib von Cammin
Erzürnt zu den singenden Mägden hin:

„So wagt ihr es doch, trotz strengem Verbot,
Zu beten zu eurem neuen Gott."

Die zitternden Dirnen standen von fern:
„„O lasset uns feiern den Tag des Herrn!""

Nicht irdisch Ding soll schaffen die Hand
Am Tage, da Christus vom Tode erstand.

Das Edelweib hob mit drohendem Wort
Die Peitsch' und jagte die Mägde fort.

„Ihr geht auf den Acker und mäht mir das Korn!
Sonst sollt ihr empfinden der Herrscherin Zorn!" —

Es sitzen die Mägd' an des Feldes Rand
Und falten in Andacht Hand in Hand.

Und wie sie sitzen in frommem Verein,
Da schreitet die Herrin herunter den Rain.

„Nicht besser befolget ihr mein Geheiß?
So will ich euch zwingen zur Arbeit und Fleiß!

Ergreifet die Sensen und mähet das Korn!"
Sie zögern, — da peitscht sie die Dirnen im Zorn.

„„Ach, habet Erbarmen! Wir thäten es gern,
Doch müssen wir feiern den Tag des Herrn.

Wer Jesu heiliges Wort nicht hält,
Der Strafe des ewigen Richters verfällt!""

Das Edelweib lacht: „Zu Hohn und Spott
Ist mir der Christen machtloser Gott!

Er soll mich strafen, wenn er's vermag!
Schaut her! ich entweihe den heiligen Tag!"

Zum Acker ist sie getreten mit Hast
Und hat die blinkende Sense gefaßt.

Und zehn Mal, mähend das wogende Korn,
Rief sie: „Es treffe mich Gottes Zorn!" —

Nur wenig Schwaden warf sie auf's Land,
Da wankten die Knie,' es erstarrte die Hand.

„Weh' mir! Mich trifft Eures Gottes Zorn!"
Todt sank sie auf ihr gemähetes Korn.

In Kurzem zum Bischof Otto zieh'n
Sah man viel Hunderte von Cammin.

Der Tod der Edelfrau hat sie bekehrt;
Sie haben die heilige Taufe begehrt.

Friedrich Günther.

Die Hexe von Herznacht.

Es sitzet der Richter heut zu Gericht,
Der über Tod oder Leben abspricht.

Er sitzet so finster in dunkler Tracht;
Weh' dem, der ihm jetzt vor den Stuhl wird gebracht!

Da führt man herein eine Frau von Herznacht:
Sie habe des Ehbruchs sich schuldig gemacht.

Der Richter, er forschet mit wicht'gem Gesicht;
Die Arme, sie findet betroffen sich nicht.

„Und willst du bekennen nicht gleich zur Stund',
„Die Folter, sie öffnet dir doch den Mund!"

Die Strecke verzerrt ihr jedes Glied;
Der Scherge wird sie zu martern nicht müd'.

Die Stachelwalze, die glühende Zang',
Der Frau doch kein sündig Bekenntniß abzwang.

Mag sie das Verbrechen auch nimmer gesteh'n:
Es schwören drei Zeugen, sie hätten's geseh'n.

Was drei bezeugen, das wäre nicht wahr?
Das Weib trifft Schuld, das ist offenbar. — —

Und wieder der Richter sitzt zu Gericht,
Nun ab über Tod und Leben er spricht.

Und über der Frau mit ernstem Gesicht
Den Stab des verwirkten Lebens er bricht.

„Das eh'lich Gelübde, es war dir nur Tand,
„Drum bist du verfallen dem Strange erkannt."

Es heulen die Glocken ein Sterbelied,
Die Frau hinaus zu dem Richtplatz zieht.

Es gaffet der Pöbel, er stehet zu Hauf';
Das Weib führt der Henker zur Leiter hinauf.

Nun hängt sie am Galgen, nun ist es vorbei:
Zum Teufel! da bricht noch der Strick entzwei.

Der Richter hält unten, er sitzet zu Pferd,
Entsetzt in sich selbst da zusammen er fährt.

Recht hat er's Verbrechen der Frau erst erkannt,
Jetzt wird sie als Hexe mit Schelten verbrannt.

Wie ihr Jammer verstummt, wie verflackert das Holz,
Da reitet der Richter nach Hause so stolz.

Zu brüsten und rühmen sich, ist er der Held,
Er hat heut' ein stattliches Urtheil gefällt.

Er zeigt sich und reckt sich, die Menge ist groß;
Da auf einmal geht durch ihm das störrige Roß.

Hin braust's wie ein Pfeil und rennt auf der Bahn,
Der Richter im Sattel nicht halten sich kann.

Das Pferd, es gehorcht nicht dem fluchenden Wort,
Es schleppt den Zerquetschten am Bügel mit fort.

Die Frau hat verächzt, der Holzstoß verdampft —
Der Richter liegt vom Pferde zerstampft.

Wagner v. Laufenburg.

Das Lügenfeld.

Bei Thann, da grünen Triften voll reicher Wiesenflur,
Und lustig rauscht dazwischen die himmelblaue Thur;
Doch öde liegt inmitten der blüthenreichen Welt
In meilenweiter Strecke das brache Lügenfeld.

Da sprießen keine Saaten, da schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter wuchern hervor aus schwarzem Ried,
Der Bauersmann sich kreuzet und flüchtet schnell vorbei,
Ein Fluch hat längst getroffen die lange Wüstenei.

Einst hatte sich da drüben ein Wandersmann verirrt;
Da dröhnt es durch die Wildniß, ein Eisenharnisch klirrt,
Und aus den dichten Sträuchern und aus dem tiefen Moor
Da rasselt wilden Schrittes ein Kriegersmann hervor.

„Was rief dich, Unglücksel'ger, in diese Wildniß her?
Was rief dich, uns zu wecken aus Träumen tief und schwer?
Da drunten in den Höhlen, in meilenweitem Gang,
Da schlafen ganze Heere vielhundert Jahre lang.

„Verruchter Söhne Frevel, geschworner Treue Bruch,
Hat längst auf uns geladen des Himmels Rachespruch;
Vernimm die grause Kunde! Du stehst an selber Statt,
Wo Ludewig den Frommen sein Heer verrathen hat.

„Wir schlossen dichte Reihen bis an die Berge fern,
Gerüstet ihn zu schirmen, den königlichen Herrn;
Da zog in blanken Waffen der Söhne Schaar heran,
Von dumpfem Rauschen dröhnte der weite Rasenplan.

„So stürmten sie vorüber, die freveln Brüder vorn,
In ihren Fäusten Schwerter, in ihren Blicken Zorn;
Durch unser Lager schlüpfte der tückische Lothar,
Und bot uns blanke Münzen und glatte Worte dar.

„Der heil'ge Vater selber hat uns den Sinn bethört:
Es gelte keine Treue, die man dem Sünder schwört!
So schlich er durch die Reihen und streute schlimme Saat,
Bis alle wir verblendet uns fügten dem Verrath.

„Drauf schlugen die Verruchten des alten Vaters Hand —
Er bat sie schon zum Frieden — in schweres Eisenband,
Sie rissen ihm die Krone vom Haupte silberweiß
Und führten ihn von hinnen, den weltverlass'nen Greis.

„Und Ludewig der Fromme das Aug' gen Himmel
schlug:
„„„Ist denn geschworne Treue und Kindesliebe Trug? —
Weh' falsche Söldnerschaaren, so feil und so verrucht!
Weh dir, o Lügenstätte — ihr seid fortan verflucht!""""

„Der Himmel hat vollzogen des Greises Rachewort,
Die Bäche sind vertrocknet, der Anger liegt verdorrt,
Und keine Saaten sprießen, es schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter schießen hervor aus schwarzem Ried.

„Und in den Höhlen drunten, in meilenweitem Gang,
Da schlafen unsre Schaaren, vielhundert Jahre lang,
Da schlafen auch die Brüder, die freveln Söhne drei,
Verrostet sind die Schwerter, verstummt das Siegsgeschrei

„Fleuch, Wandersmann, von hinnen, und sag' es
aller Welt,
Weß Fluch in diesen Gauen uns tief im Schlummer
hält!"" —
Der Wandersmann sich kreuzet und thut zur selben
Stund'
Im Thanner Münster drüben die Mähre beichtend kund.

A. Stöber.

Des Zwingherrn Tod.

Den dunkeln Himmel über'm Thal
Durchzuckt der Blitz mit rothem Strahl;
Kein Vöglein singt; die Bäume rauschen
Wie Geister, die am Wege lauschen.

Und horch, da dröhnet Jagdgeschrei!
Der Graf von Frohburg zieht vorbei;
Aus Olten, wo er Rast gepflogen,
Kommt er mit seiner Schaar gezogen.

Er spricht: „Und fällt der Himmel ein, —
Fest steht am Bühl mein alter Stein!
Und fährt der Blitz in meine Saaten,
Mag Gott der Herr dem Fröhnder gnaden!"

Die Schaar horcht auf entsetzt, verstummt,
Der Graf ein frohes Liedlein summt;
Er sieht nicht wie die Bäche schwellen,
Hört nicht den Blitz die Eichen fällen.

Da kommt ein Bauer in tiefem Harm:
„Herr Graf, Herr Graf, daß Gott erbarm!
O seid nicht taub für meine Klagen,
Mein Hüttchen ward vom Blitz zerschlagen!“

Der Graf sich drauf vernehmen läßt:
„Du Narr, bau dir ein ander Nest,
Bau dir ein Nest aus grünerm Aste,
Sonst friß bei deinem Hund zu Gaste!“

Und athemlos kommt eine Schaar,
Mit stierem Aug', mit weh'ndem Haar!
„Herr Graf, der Bach zum Strom geworden,
Brach in die Dörfer aller Orten.

„Herr Graf, und Euer stolzer Twing,
Der dräuend über'm Thale hing,
Er brach, vom Blitz erreicht, zusammen —
Seht Ihr's dort glühen? Seht Ihr's flammen?“

Der Graf, er traut dem Worte kaum,
Er meint, ihn neck' ein böser Traum,
Er sieht die Gluth in fernem Reigen
Zum mitternächt'gen Himmel steigen.

Er wälzt die finstern Brau'n und spricht:
„Mich schrecken Höll' und Teufel nicht!
Du Bauernvolk sollst ohne Zagen
Zum neuen Twing mir Steine tragen."

Er ruft's und streicht den rothen Bart.
Die Menge horcht entsetzt, erstarrt,
Und finster wird's, die Blitze zünden
Wie Feuerschlangen ob den Gründen.

Und sieh'! da fährt ein Wetterstrahl
Dem Grafen in die Brust zumal,
Daß er getroffen sinkt vom Pferde;
Sein sündig Blut bedeckt die Erde.

Da wird der Schmerz zum Jubelsang
Und hallt das ganze Land entlang.
Bald grüßt mit gold'nem Freudenstrahle
Der Morgen die befreiten Thale.

Hin ist der Dränger, frei das Land!
Laut jauchzt es von der Felsenwand.
Und tausend kräft'ge Hände regen
Sich aller Orten, allerwegen.

Und aus dem alten Schutt und Graus
Erhebt sich bald manch blankes Haus.
Doch keine Hand rührt an die Reste
Der fluchbelad'nen Räuberfeste.

F. Otte.

Der Burgbau.

„Auf, Meister, auf und baue mir
Ein festes, hohes Haus!
Nicht braucht's zu sein des Landes Zier,
Es sei des Landes Graus!

Wo an der Wanderstraße hart
Ein Hügel heimlich lauscht,
Von finsterem Gebüsch umstarrt,
Von trübem Bach umrauscht,

Dort tret' es vor des Fremdlings Blick
Wie ein Gespenst hervor!
Und keinen send' es mehr zurück,
Den je verschlang sein Thor.

Aus kleinen Augen tückisch soll
Es spähen in das Thal,
Rundum ein Graben, Wassers voll,
Und Brück und Thüre schmal.

Und Thürme hoch und Mauern dicht,
Und Scheun' und Keller weit.
Man stürm' es nicht, man zwing' es nicht,
Es trotze Welt und Zeit!

Und weh' des Maules stillem Zug
Den Bergespfad hinan,
Und weh' dem Knechte hinter'm Pflug
Und seiner Stiere Bahn!

Und weh' dem Wild, und weh' dem Holz
In meines Nächsten Wald!
Sprich, willst du bau'n ein Haus so stolz,
So gräßlich von Gestalt?"

Mit Schweigen hört der Meister zu,
Und spricht: „Ich führ's hinaus.
Ich bau' es fest, habt gute Ruh,
Doch sagt: Wie heißt das Haus?"

Da lacht der Ritter grimm und reckt
Die Hand aus über's Land:
„Mein Haus, das Alles zwingt und schreckt,
Schadburg es sei genannt."

Und wie der Greis das Wort vernahm,
Er rief: Daß Gott erbarm!
Der Zorn ihm in das Auge kam
Und in den alten Arm;

Und schwingt sein Beil und fährt herein
Dem Herrn durch Helm und Haupt:
„Geleget ist der erste Stein!
Jetzt schadet, mordet, raubt.“

Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im edlen Schweizerland.
Seit half ihm Gott aus aller Noth
Durch seiner Männer Hand.

G. Schwab.

Das Gebet der Mutter.

Im Dorfe Seba lebt' ein Weib vor Zeiten,
An Feld und Heerden reich, doch arm an Freuden.

Zwei starke Söhne hatte sie geboren,
Zu bitterm Leid der Mutter auserkoren.

Auf Zwist und Hader Nacht und Tag bedächtig,
Das Mutterherz zu kränken nur einträchtig.

Das Herz, das arme, will der Kummer lösen,
Da streiten noch am Sterbebett' die Bösen.

Der Aeltste sprach: „Pestbeulen dir! die Wiese
Ist mein; wir haben keine mehr wie diese!" —

Der Jüngste: „Morgen schon und dir zum Possen
Treib' ich hinaus mit meinen schwarzen Rossen! —

Der Aeltste: „Fühlst du meiner Peitsche Hiebe,
Dann will ich sehen, wer am längsten bliebe!" —

Der Jüngste: „„Sitzt mein Messer dir im Leibe,
Dann siehst du wohl am deutlichsten: ich bleibe.""

Das Messer blitzt, sie wollen sich verderben.
Das arme Weib kann nicht in Frieden sterben. —

Herr, Gott! Du hast mir keinen Wunsch gewähret,
Nahmst früh den Mann, den sehnlich ich begehret;

Nur was ich nie erbat, hast du gegeben,
Reichthum und Fülle und ein langes Leben.

Bevor du, Herr, mich nimmst von dieser Erden,
Der Buben Hoffnung laß' zu Wasser werden!

Von deinem Throne wollest gnädig winken,
Die Wiese laß in ew'ge Fluth versinken! —

Ein Donnerschlag. Der Schlund der Tiefe grollte,
Als ob der Berg in's bange Thal sich rollte.

Die Sterbende horcht auf mit langem Lauschen,
Und vor den Fenstern näher hört sie's rauschen.

Da stürmen sie herein, bleich die Gesichter,
Als folgt' im Nacken schon der ew'ge Richter.

Sie stammeln: Nun ist es zu spät zum Streite!
In Frieden stirb, du siehst versöhnt uns Beide!

A. Nodnagel

Meister Tancho.

Zu Aachen durch die Gassen, da tönte lust'ger Braus;
Von Mann und Weib verlassen stand öde jedes Haus,
Mit seinem Hofgelage kam selber Karl zur Schau!
Es war an diesem Tage vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen", begann der Kaiser laut,
„Bewohnen diese Hallen, die wir ihm aufgebaut.
Für unsrer fleiß'gen Hände vieljähriges Bemüh'n
Wird reichen Segens Spende im Gotteshaus uns blüh'n.

„Doch fehlt der Mund, der helle, der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnade Quelle im Heiligthum erweist.
Mit ihrem frohen Schallen fehlt noch die Glocke hier:
Drum bringet von Sanct Gallen Tancho den Meister mir."

Der Meister ward gerufen und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen drei tausend schwere Pfund,
Und Kupfererz und Eisen hieß er ihm zahlen aus
Und ließ zur Arbeit weisen ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk gab unverdrossen der Künstler sich alsdann,
Doch seine Thür verschlossen hielt er vor Jedermann;
Nicht daß die Störung ferne, ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt er gerne vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen, da war das Werk vollbracht,
Die Form ward abgebrochen: Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder, die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder! dem hohen Meister Heil!

So flicht dem Künstler Kränze das Volk mit blindem Sinn
Und merket nicht, es glänze ein falscher Glanz darin.
Man zieht zur Glockenstufe die Glock und fugt sie ein,
Da grüßt mit neuem Rufe das frohe Volk darein.

Und Karl tritt aus der Menge zuerst zu läuten vor,
Er rührt die Glockenstränge, kein Laut dringt in sein Ohr:
„Nicht liegt's an meiner Stärke, die regte Größ'res schier,
Es liegt wohl an dem Werke: den Meister rufet mir!"

Und Tancho tritt inmitten, im Auge grimme Glut,
Er geht mit schwanken Schritten, er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Prasseln und ein Toben dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöpfel fällt von oben und trifft den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen, und sehn des Blutes Lauf,
Da staunt das Volk, da gehen ihm erst die Augen auf;
Es schweiget wie vernichtet; der alte Kaiser spricht:
„Wo Gott, der Herr, gerichtet, da reden Menschen nicht."

Wolfg. Müller.

Die Feuerglocke zu Köln.

Der Glock' am Kölner Münster benahm die Zeit den Ton:
Wer soll die neue gießen? — der Ruhm ist reicher Lohn.
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder finstrer Mann,
Tritt hin zum Rath und bietet mit kühner Hast sich an.

Ihn lockt es wohl zu schauen, wie stolz sein Werk geweiht
Hineinsprüht in das Leben als offner Mund der Zeit;
Als ein mit späten Enkeln getheiltes Eigenthum,
Sein Denkmal jede Schwingung und jeder Klang sein Ruhm.

Drum auf Schul-Erhards Wiese beginnt er rasch den Guß,
Schon gährt im lohen Ofen des Erzes grauser Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speis' hinein.

Und Alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es schäle vom Hut bis an's Gemerk.
Nun faßt er schon den Hammer, erhebt ihn schon im Schwung,
Schon birst die Form — o Himmel! die Glock' hat einen Sprung.

Und Wolf in Gottes Namen erneut voll Hast den Guß;
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuerfluß,
Läßt schon das Werk erkühlen und hebt den Arm im Schwung,
Zerschlägt die Form — o Himmel! zum zweiten Mal ein Sprung.

„Nun weil's denn nicht", so ruft er, „in Gottes Namen
glückt,
Sei's in des Teufels Namen!" — das gläub'ge Volk erschrickt;
Er aber hört kein Warnen, er schmelzt und rührt und gießt,
Bis hell in's Kleid aus Erde die rothe Speise schießt.

Schon ist's verkühlt, schon schwingt er den Hammer,
sprengt das Kleid,
Da steht es hell und glänzend in seiner Herrlichkeit,
Kein Sprung und keine Makel, des Feuers schönstes Kind;
Er sieht's und staunt. Die Menge trägt's nach der Stadt
geschwind.

Schon zieh'n es tausend Hände mit Macht empor am
Strang,
„Wolf," heißt es, „prüf' am ersten des eignen Werkes Klang!"
Er wartet hoch am Thurme, bis sie sich langsam hebt,
Jetzt haftet sie, jetzt zieht er das Seil; sie tönt — er bebt.

Sie tönt so hohl, so grausig, sie gellt so wild und graß,
Und rührt er sie gleich nimmer, sie brummt ohn' Unterlaß!
Das Volk zerstäubt sich kreuzend, ihn aber faßt's wie Sturm,
Und schüttelt ihn wie Wahnsinn, und schleudert ihn vom Thurm.

Die Glocke ließ man aber; noch hängt sie finster dort
Und predigt: „Gunst des Bösen sei gar ein schwacher Hort!"
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunst,
Rührt man sie nur beim Wetter, bei Sturm und Feuersbrunst.

J. G. Seidl.

Hufeisen an der Kirchthür.

Herr Ernst von Klettenberg, das war ein Zecher,
Wie keiner mehr im Reiche schwang den Becher.

Und wer mit ihm den Weinkampf wollte wagen,
Der ward zuerst vom Schlachtfeld weggetragen.

Wenn alle stammelten mit schweren Zungen,
Hat er allein das Zechlied ausgesungen.

Wenn alle lautlos lagen auf dem Boden,
Da stand er lachend aufrecht unter Todten.

Und wenn zur Neige gingen alle Tonnen,
Da flucht er wild auf die versiegten Bronnen.

Und nimmer hat zu lachen er begonnen,
Als bis sich neu gefüllt die leeren Tonnen. —

Zu Elrich einst, es war am Sonntagmorgen,
Vertrank mit den Genossen er die Sorgen.

Sie tranken ritterlich wohl um die Wette,
Der Dank lag auf dem Tisch, 'ne goldne Kette.

Es lichteten sich mehr und mehr die Reihen,
Der Klettenberg hielt nur noch aus mit Dreien.

Und als er ohne Müh' auch die bezwungen,
Hat er die Ketten siegreich umgeschlungen.

Und wie die Brüder stöhnten auf der Erde,
Da schrie der Klettenberg nach seinem Pferde.

Vier Knappen haben ihn auf's Roß geschoben,
Doch tapfer, grad und lachend saß er oben.

Durch's Städtlein ritt er, sich dem Volk zu zeigen,
Das scheu ihm wich mit Gruß und tiefem Neigen.

Und als er zur Kapelle thät sich schwingen,
Hört er die heil'ge Vesper drinnen singen.

Halt an, — daß ich mich erst dem Hergott zeige,
Kein Zecher lebt wie ich in seinem Reiche.

Er spornt sein bäumend Roß bis zum Altare,
Da stand der bleiche Pfaff' im weißen Haare.

Die Menge that vor Schreck alsbald verstummen,
Die Orgel hört von selber auf zu brummen.

Er will die heil'ge Stelle frevelnd grüßen,
Die Eisen fielen von des Rosses Füßen.

Der Klettenberg flucht wüthend seinem Pferde,
Das steigt und Beide stürzen todt zur Erde.

Die Eisen ließ man an die Kirchthür schlagen,
Woselbst sich solcher Frevel zugetragen.

Da war in späten Tagen noch zu sehen,
Welch' Wunder dort am Klettenberg geschehen.

Aug. Nodnagel.

Des Ritters von Gerhausen Schwur.

Der Ritter von Gerhausen,
Liegt unter einem Stein,
Ein Meister hieb mit Grausen
Darauf sein Bildniß ein.
Von Ottern und von Schlangen
Zeigt es den Leib umstrickt,
Ganz mit Gewürm behangen,
Wie man ihn einst erblickt.

Ihm folgte solche Strafe
Hinab in's finst're Grab,
Weil er dem ew'gen Schlafe
Sich nicht in Gott ergab.
Sonst dämpft die letzte Stunde
Den keckſten Uebermuth,
Ihm tobt im innern Grunde
Die wilde Lebenswuth.

Als vor sein Lager tretend
Der Priester sich geneigt,
Dem Sterbenden leis betend
Sein Kruzifix gezeigt:
Den Herrn, der auferstanden,
Betrachtet er mit Neid,
Er schrie: „aus Todesbanden
Hast du dich selbst befreit!"

„Mich läßest du verderben,
Und spottest meiner Noth?
Ich will, ich will nicht sterben,
Ich streite mit dem Tod!
Und wenn sie mich getragen
Hinaus zu schnöder Ruh':
Ich schwör's, in dreien Tagen
Da steh' ich auf, wie du!"

Und kaum ließ er ihn tönen,
Den lästerlichen Schwur,
Als schon mit kurzem Stöhnen
Die grimme Seel' entfuhr.
Da konnte Keiner weinen,
Sie rüsteten die Gruft,
Es senkten ihn die Seinen
Hinab in Moderluft.

Doch sieh, am dritten Tage
Da schwankt der Kirche Rund,
Mit einem Donnerschlage
Fährt nieder es zum Grund,
Es hüllt in Qualm und Brodem
Der Chor sich plötzlich ein,
Und wie von Gottes Odem
Wälzt sich vom Grab der Stein.

Hat er den Tod geschlagen,
Kommt athmend aus dem Grab!
Es schaut das Volk mit Zagen
In seinen Schlund hinab.
O schrecklich Wunderzeichen,
O Leichnam, drin es gährt!
Leib, mehr denn andre Leichen
Vom Tod halb aufgezehrt!

An dem Gerippe hingen
Die Schlangen wie am Nest,
Und hielten als mit Schlingen,
Es an die Grube fest.
Der wird nicht auferstehen,
Am jüngsten Tage nicht!
Der wird zu Staub verwehen —
So hält der Herr Gericht.

Mit Mühe schnell sie huben,
Auf legten sie den Stein,
Was sie geschauet, gruben
Sie zum Gedächtniß ein.
Noch sieht man drauf mit Grausen
Des Leichenbildes Spur:
Den Ritter von Gerhausen,
Der zu erstehen schwur.

G. Schwab.

Die Wettenburg.

Es blickt' vom hohen Schloß die strenge Frau
Am Sonntagsmorgen nieder auf die Au,
Wie drunten zieh'n, gelockt vom Glockenschall,
Zum Kirchlein fromm, die Dorfbewohner all.

Das facht wie Nordwindshauch des Zornes Gluth:
„Ha!“ knirscht sie stampfend, „hat die Bauernbrut
Zum Beten und zum Psalmodiren Zeit,
Werd' sie vom Frohnden nimmermehr befreit.“

„Ich bin der Herrgott, dem sie dienen soll,
Längst ist das Maaß des Ueberdrusses voll.
Der Hunger dörrt' noch nicht ihr nackt Gebein,
Die Peitsche schnitt noch nicht aufs Leben ein.

Nun fühle sie, wie viel sie sich erfrecht,
Im Staube winseln mög' vor mir der Knecht,
Und laut noch danken, wenn das Roß im Sturm
Zu Brei nicht tritt den häßlich ecklen Wurm!“

Und sinnend wie sie finde neue Qual
Durcheilt sie hastig ihren weiten Saal;
Da zuckt's wie Flammen jäh' ihr durchs Gehirn,
Da faßt die Hand die fiebernd heiße Stirn:

„Weit blickt mein Schloß ins reizerfüllte Land,
Drei Seiten hält des Maines Arm umspannt,
Wie herrlich, kränzt' er als ein Fluthenwall
Der Inselveste stolze Mauern all'."

Gedanke — That, so liebt's die Ritterfrau.
Die Fröhner keuchen bald auf grüner Au,
Im Berge wühlt's früh morgens, Abends spät,
Vergebens rief die Glocke zum Gebet.

Das Mitleid war dem harten Weibe fern,
Und Felsen war der Höh' gewalt'ger Kern:
Hier Stein und dort und rings der Armen Schaar,
Der Himmel drüben licht und wolkenklar.

Manch' Seufzer scholl; man that was man vermocht,
Doch Schweres fordert der gestrenge Vogt,
Die Peitsche hob er, wenn ein Armer sank,
Zu Blut und Thränen ward der Labetrank.

Die Frist ist um — doch nicht das Werk vollbracht,
Wie schaut die Frau, wie stiert sie in die Nacht,
Wie horcht sie auf der Aexte dumpfer Ton,
Indeß die Augen düstre Blitze loh'n.

Im Saale dreht sich rauschend wilder Tanz,
Trompeten schmettern bei der Fackeln Glanz,
Es fließt der Wein, die Becher klingen laut,
Gedankenschwanger stumm die Herrin schaut.

Da fährt sie auf, zum Fenster rasch sie flieht,
Den Demantring sie sich vom Finger zieht.
Weit warf er hin den farbig hellen Schein
Als er geschleudert nieder in den Main.

„So wahr dies Kleinod nimmermehr mich schmückt
Werd' ich vollenden, was ich kühn beschickt,
Wo nicht, so zehr' des Himmels Brand mein Haus,
In Trümmer sink es unter Sturmgebraus.

Der Donner rollt — die Gäste flieh'n erschreckt,
Die harte Frau zum Schwur die Rechte streckt.
Neu spricht das Wort ihr zornesbleicher Mund,
Vom Thurme dröhnet hohl die Geisterstund'.

Früh' Morgens läutet's Osterfest man ein,
Ein Fröhner schreitet zu der Burg vom Main:
Den schönsten Fisch bracht er zum reichen Mahl,
Da stürzt der Koch laut jubelnd in den Saal.

„Der Ring! der Ring! im Fische fand ich ihn,
Nehmt, hohe Frau, die Wundergabe hin!"
Da fährt entsetzt vom Tische auf das Weib,
Des Todes Schauer faßt den stolzen Leib.

Ein Blitz, ein Schlag; die Erde bebt' im Grund,
Weit öffnet sich der dunkle Felsenschlund,
Die Mauern stürzen, hoch auf schäumt die Fluth
Um blutge Leichen zittert helle Gluth.

Horch! Glockenklang zum frohen Osterfest,
Auf allen Wegen ziehen heim die Gäst',
Im Kirchlein betend manch ein Armer lag,
Ihm war's ein Doppel-Auferstehungstag.

N. Hocker.

Des Bettelweibs Fluch.

Hoch über der schäumenden Ache,
Auf schroffem Felsenkamm,
Da stand eine Burg zur Wache
Am Ausgang der düstern Klamm,
Und schaute drohend hinein
In's lachende Thal der Gastein.

Hier mußten die Schätze sich bergen,
Die mühsam durch Stollen und Schacht
Tief aus den innersten Bergen
Die Knappen an's Licht gebracht.
Hier herrschte im glänzenden Bau
Die fernhin gebietende Frau.

Einst kam sie, so künden die Sagen,
Auf prächtigem weißem Roß
Vom lauten festlichen Jagen
Zurück auf ihr leuchtendes Schloß,
Das Herz nur voll Uebermuth
Auf all dieß ihr köstliches Gut.

Da trat auf dem schmalen Pfade,
Nicht fern von des Schlosses Thor,
Zur Herrin flehend um Gnade,
Ein altes Bettelweib vor,
Und wünscht ihr des Himmels Lohn,
Wenn sie helfe dem krankenden Sohn.

Doch die übermüthige Herrin
Sprengt fort auf dem fliegenden Roß,
Und schilt die Flehende Närrin,
Gebietet dem folgenden Troß,
Hinwegzuschaffen das Weib,
Das nur bettle zum Zeitvertreib.

Da hob die zürnende Alte
Die dürren Arme empor,
Verwünschte die fühllos Kalte,
Die der Armuth verschlossen ihr Ohr,
Verwünschte das leuchtende Schloß,
Wo der Berge Segen hinfloß.

„So mögt ihr denn spurlos verfallen,“
Die wüthende Alte flucht,
„So möget ihr stürzen, ihr Hallen,
Wo Mitleid umsonst ich gesucht,
So sinke die Herrin hinab
Als Bettlerin einst in das Grab.“

„Und ihr, ihr Berge, die immer
Euch günstig der Stolzen gezeigt,
Verschließet den goldenen Schimmer,
Seid nie mehr den Menschen geneigt,
Verflucht sei der Stollen, der Schacht,
Der hart und grausam sie macht."

So hat die Alte gefluchet,
Und sieh, das Geschick war ihr hold,
Umsonst in den Bergen man suchet
Nach Edelsteinen und Gold,
Versunken ist Stollen und Schacht,
Begraben in finstere Nacht.

Und auch die Burg ist gefallen,
Vernichtet der glänzende Bau,
Zerstört sind die tönenden Hallen,
Des Schlosses gebietende Frau
In's Grab man als Bettlerin trug:
Das schaffte des Bettelweibs Fluch!

Johann Heinrich Sievers.

Die Bäcker auf dem Odilienberge.

Der schlimme Feind im ganzen Land,
Steckte Scheun und Speicher in Brand.
War nun allenthalben Noth,
Es gebrach am lieben Brod.
Eine nur mit hartem Sinn,
St. Odiliens Aebtissin
Hat gefüllt die reichen Kammern,
Doch sie rühret nicht das Jammern.
Stolz und trotzig ruft und prahlet
Sie: „Ihr Müller auf und mahlet!
Bäcker, knetet, backet frisch
Brod und Kuchen auf den Tisch!
Was beim frohen Jubelmahl
Kümmert mich des Volkes Qual?"
— Vor des Klosters Pforte treten
Hungrige und fleh'n und beten:
„Für die Kindlein habt Erbarmen,
Schenkt ein Bißlein nur den Armen!"
Doch mit Lachen sie sich wendet,
Steine spottend ihnen sendet,

Brod und Kuchen läßt sie dann
Tragen auf des Berges Plan,
Läßt umher auf allen Wegen
Fels und Höh'n damit belegen
Seht mich all an Gütern reich!
Welch' ein König ist mir gleich?
Ruft sie frevelnd, die Vermeß'ne,
Höhnt sie kühn die Gottvergeß'ne.
Und in heiße Thränen müssen
Ach, die Armen bang zerfließen.
Doch — als wieder sie gebot
Wegzunehmen alles Brod,
Sieh', da war's nicht mehr zu rütteln,
Mag sie's wenden, mag sie's schütteln,
In den Felsen tief hinein
War's geworden selbst zu Stein,
Und auf St. Odilien's Höh'n
Siehst du noch die Brode stehn:
Jeder Pilgrim wohl sie kennt
Und die Brode Bäcker nennt.

Aug. Stöber.

Der Brodstein zu Oliva.

Wie schön herab aus blauer Höh'
Auf Danzigs bunte Auen,
Auf Flur und Hain und Strom und See,
Oliva's Zinnen schauen.

Einst stieg zum Gotteshaus hinan
Ein muntrer Wanderknabe;
Er zog am Pfortenglöcklein an,
Und bat um eine Gabe.

Die Bitte hört in seiner Zell'
Alsbald der treue Hüter,
Und reicht mit frommem Gruße schnell
Ein Laiblein Brod hernieder.

Der Knabe thät mit schönem Dank
Die Spende zu sich stecken,
Und dacht': Das soll beim Gerstentrank
Im Krug mir trefflich schmecken!

Drauf schwang er froh den Wanderstab,
Hub an ein Liedlein heiter,
Stieg wiederum den Berg hinab,
Und zog die Straße weiter.

Der junge Wandrer hatte bald
Das Kloster weit im Rücken,
Und sieht jetzt aus dem nahen Wald
Die Schenke freundlich blicken.

Da kommt daher ein Weib voll Harm
Mit jammernden Geberden,
Ein süßes Kind auf jedem Arm,
Ihr liebstes wohl auf Erden!

„O seht die Kindlein hier, mein Sohn,
Wie sie vor Hunger weinen!
Wollt ihr verdienen Gotteslohn,
Erbarmet euch der Kleinen!

„„Mein gutes Weib, ihr dauert mich!
Doch müßt ihr weiter gehen!
Gar selten ist ein Knab', wie ich,
Mit Speis' und Trank versehen!""

„Wie könnt ihr, ach! in solcher Noth,
Ein Mutterherz noch plagen!
Durch Thränen selbst seh' ich das Brod
Euch aus dem Busen ragen!"

„„Was ihr gewahrt, ist nur ein Stein;
Ja, Frau, bei meinem Leben!
Steckt' eben gegen Hund' ihn ein:
Wär's Brod, wollt's gern euch geben!""

Der Knabe wendet schnell sich ab,
Und singt ein Liedlein heiter,
Und singt und schwingt den Wanderstab,
Und wandert singend weiter.

Doch siehe! plötzlich bleibt er steh'n,
Hört plötzlich auf zu singen,
Als wollte jetzt der Mutter Fleh'n
Ihm in die Seele dringen.

Er greift in sein Gewand hinein,
Er zieht hervor behende,
Und sieh, verwandelt ist in Stein
Die milde Klosterspende!

Da hebt es ihm die Brust empor,
Da zuckt's ihm durch die Glieder,
Da brechen Thränen ihm hervor,
Da sinkt er flehend nieder:

„O Vater mein, laß deinen Zorn
Nicht ruh'n auf deinem Kinde!
O aller Huld und Gnaden Born,
Vergib mir meine Sünde!"

Drauf eilt er schnell in seiner Noth
Zurück mit Angst und Beben,
Erzählt im Kloster, wie sich Gott
Ihm strafend kund gegeben.

Erzählt's und legt den Wunderstein
Zu ähnlichen Geschenken,
Für Arm und Reich und Groß und Klein
Zum ew'gen Angedenken.

Und reuevoll thät er fortan
Der Kindlein sich erinnern,
Und traf er einen Dürft'gen an,
Da sprach's in seinem Innern:

Hilf deinem Bruder in der Noth!
Erbarme dich des Armen!
Auf daß dereinst der liebe Gott
Sich deiner mög' erbarmen!

K. C. Tenner.

Der steinerne Brodlaib zu Neckarhausen.

Fürchterlich auf Schwabens Gauen
Lag des Hungers bange Noth,
Trauernd standen Feld und Auen
Und die Erndte gab kein Brod.
Abgezehrt gleich blassen Leichen
Schlich das arme Volk umher
Und die Speicher selbst der Reichen
Gähnten öd' und Früchte leer.

Und ein Fremdling kam gegangen,
— eine Kummerthräne floß
Zitternd über seine Wangen, —
Auf der Lichtensteinin Schloß,
Flehend sank er ihr zu Füßen:
Gnäd'ge Frau, erbarmt Euch mein!
Doch sie sprach: Mein letzter Bissen
Ist noch dieser Laib allein.

Seufzend ging er, und verschwunden,
  Wie in schnellem Geisterflug,
War der Fremdling, zu erkunden
  Nirgends, wie sie forscht' und frug:
War vielleicht gesandt von oben
  Dieser Fremdling mir und kam,
Meinen Glauben zu erproben?
  Reu' erfüllt ihr Herz und Schaam.

Und wie sie am andern Morgen
  Schüchtern öffnet nun den Schrein,
D'rin den Laib sie hielt verborgen,
  Liegt verwandelt er in Stein!
Kalt durchgraust es ihr die Glieder,
  Denn die Ahnung wird ihr klar,
Und sie legt den Steinlaib nieder,
  Auf St. Ulrich's Frohnaltar.

Und zu frommen Jahr-Gespenden
  Für der Armuth Noth und Leid
Uebergibt des Heil'gen Händen
  Sie ihr köstliches Geschmeid,
Ihre Schuld will sie versöhnen,
  Jährlich mildern Armer Noth,
Wandeln sollen statt in Thränen
  Ihre Perlen sich in Brod.

Alles Volk mit heil'gem Grauen
　Strömt von Nah' und Fern heran,
Solches Wunder anzuschauen,
　Das so sichtbar Gott gethan.
Auf die Nachwelt soll man's schreiben,
　Und des Steinlaibs heil'ges Pfand
Soll ein ew'ges Denkmal bleiben
　Warnend an des Kirchleins Wand!

R. F. H. Magenau.

Die Casanna - Alp.

„Was fehlt mir noch zu meinem Glück?
Was fehlt mir denn noch mehr,
So weit ich sende meinen Blick
Ist Alles mein umher:
Vom Thale bis zur Gletscherwand
Allüberall bin ich bekannt,
Die reichste Frau im Land!

Die melchsten Kräuter blühen hier,
Die schönste Heerd' ist mein,
Dreimal des Tages bringt man mir
Die reinste Milch herein!
Vom Thale bis zur Gletscherwand
Allüberall bin ich bekannt,
Die reichste Frau im Land!

Und steig ich nieder in das Thal,
Dann trete keck ich vor;
Scheu steh'n sie ferne allzumal,
Und flüstern sich in's Ohr:
Vom Thale bis zur Gletscherwand
Allüberall ist sie bekannt,
Die reichste Frau im Land." —

Da sieh! da wankt ein armer Mann
　Ermattet durch die Au;
Kaum, daß er noch sich halten kann,
　Und flehn zur reichen Frau:
„O gebet mir ein Stücklein Brod,
Errettet mich aus großer Noth,
Errettet mich vom Tod!“

„„Was wollt Ihr denn? was ficht Euch an?
　Was soll's nun wieder sein?““
„O Frau! .. der Tod! .. ich armer Mann,
　Erbarmt, erbarmt euch mein!“
„„Fort, fort! wollt Ihr jetzt gehen gleich?““
„O gebt! Ihr habt's, Ihr seid so reich!“
„„Geht! nichts hab ich für Euch!““ —

Der Bettler wankte klagend fort
　Zur Hütte arm und klein,
Die unten stand nicht weit vom Ort,
　Schnell lud der Senn ihn ein;
„Kommt, armer Mann, Ihr scheint so matt;
Dank dem, der mir's gegeben hat!
Kommt, kommt, und eßt euch satt.“

„Wohl Dir! Du acht'st mich nicht gering,
　Ich will Dir dankbar sein!“ —
Und ging fürbaß, und wie er ging
　Umfloß ihn heller Schein;

Die Wolken kamen und dienten ihm,
Die Bergesspitzen neigten ihm,
Ihm sangen Cherubim.

Auf jenes armen Sennen Flur
Da schoß das schönste Kraut,
Selbst Felsen schwanden ohne Spur
Von Rasen überbaut,
Doch auf der Alp der reichen Frau
Da blitzten Flammen roth und blau
Hervor aus grüner Au.

Die Blumen, Kräuter sind verbrannt;
Dort starren weit und breit
Jetzt Felsenblöcke in das Land
In öder Traurigkeit.
Die Herrin selbst entrann dem Brand;
Sie nahm den Bettelstab zur Hand,
Die reichste Frau im Land.

Alfons v. Flugi.

Der beinerne Tisch.

Wie wandelt die Burgfrau von Falkenstein,
So prunkend im gold'nen Geschmeide!
Sie blickt in den spiegelnden Teich hinein,
Mit übermüthiger Freude.
„Wer, ruft sie, thut mir's in Kärnthen gleich,
Ich bin an Gold, wie an Schönheit reich;
Was mancher sich wünscht, in der Stille,
Das hab' ich in üppiger Fülle!"

„Ich hab' an hölzernen Tafeln gespeißt,
Bald hat mich des Holzes verdrossen;
Drauf hab' ich des duft'gen Burgunders Geist
An marmornen Tischen genossen;
Da tauscht ich für matten, verwitternden Stein,
Bald schimmernde Platten von Silber mir ein;
Nun mag ich an goldenen Tischen
Mich kaum nach Behagen erfrischen!'

„Zum Scherz möcht' ich nun einmal nur
Auf beinernem Tische noch essen,
So hätt' ich das ganze Reich der Natur,
Mit siegender Laune durchmessen!
Man sagt, das Glück sei flüchtig und schwank:
Mir lebt's seit Jahren schon treulich zu Dank,
Und jagt' ich's mit Schlägen und Würfen,
Es bäte mich, bleiben zu dürfen!"

„Und so, wie den Ring, den ich hier vom Teich
Auffangen lass' und verschlingen,
Kein Taucher vermag aus dem Wasserreich
An's Licht mir wieder zu bringen:
So wird auch die Burgfrau von Falkenstein
Allimmer die reichste, die schönste sein;
Denn arm und häßlich zu werden,
Das hab' ich verlernet auf Erden."

„So ruft sie im schwellenden Uebermuth,
Und schleudert den Ring von dem Finger.
Mit leisem Gemurmel verbirgt ihn die Fluth
Im tiefen krystallenen Zwinger.
Das Burgvolk sieht es mit fröstelndem Grau'n,
Doch lächelnd wandelt die reichste der Frau'n,
Um schwelgend an goldenen Tischen,
Den lüsternen Sinn zu erfrischen. —

Drei Tage verrinnen, da stürzet in's Schloß
Ein Fischer mit eilenden Schritten.
„Dieß Hechtlein fieng ich, — so spricht er zum Troß, —
Erst hat es mein Messer zerschnitten;
Da fand ich im Bauche das Ringlein klar,
Oft ward ich's am Finger der Herrin gewahr!
D'rum soll der Verlust sie nicht kränken:
Sie wird's dem Finder gedenken!"

Der Fischer spricht es, dem Burgvolk graut,
Es sendet belohnt ihn von hinnen.
Doch wie nun die Burgfrau den Ring erschaut,
Da geht es ihr ernstlich zu Sinnen. —
Drei Tage wandelt sie düster und stumm,
Dann herrscht sie wie früher, sich brüstend herum;
Was mag sie das Mährchen auch kümmern,
Wo Gold noch und Schönheit ihr schimmern? —

Drei Jahre schwinden in Saus und Braus,
Da rasselts von Waffen im Lande;
Und Ströme von Feinden gießen sich aus
Und schrecken mit Mord und mit Brande.
Schon lugt in die Scharten von Falkenstein,
Der Krieg, ein gefräßiger Geier, hinein;
Schon hat an den flimmernden Schätzen
Die Raubsucht ihr wildes Ergötzen.

Mißhandelt schleppt sich die Burgfrau fort
Mit siechen, ermatteten Gliedern;
Doch, wo sie auch bettelt mit flehendem Wort,
Da wird ihr ein rauhes Erwidern;
Und was sie verweigert den Armen zu thun,
Die reicheren Armen vergeltens ihr nun;
Von einem Gehöfte zum andern
Muß darbend die Schmachtende wandern.

Oft muß sie zusammengekauert am Pfad
Ihr Brod auf den Knieen verzehren,
Und mancher von ihr Verspottete naht,
Den Spott auf sie nun zu kehren;
Und sieht er gierig mit ems'gem Bemüh'n
Auflesen die Brosam'n von dürren Knien,
So höhnt er sie: „Ei nun erfrische
Dich einmal am beinernen Tische!"

J. G. Seidl.

Frau Hitt.

Wo schroff die Straße und schwindelig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm,
Und schlummert' in süßer Ruh';
Die zärtliche Mutter hält es warm
Und wiegt es und seufzet dazu:

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.

„Zur Speise hast du ein hartes Brod,
Das ein Andrer nimmer mag,
Und wenn dir Jemand ein Aepflein bot,
So war es dein bester Tag.

„Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar.“

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug,
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die reichste im ganzen Land,
Doch auch die Aermste an Tugend und Sitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick
Und spähte hinunter und spähte hinan
Und wandte sich dann zurück.

Blickt rechts, blickt links gar stolz in die Fern'
Blickt vorn und rückwärts herum,
„So weit ihr überall schaut, ihr Herr'n,
Ist alles mein Eigenthum."

„Viel tapf're Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Winke bereit,
Fürwahr ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid."

Die Bettlerin hört's und rafft sich auf
Und steht vor der Schimmernden schon
Und hält den weinenden Knaben hinauf
Und fleht in kläglichem Ton:

„O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmet euch sein,
Und hüllet das zitternde Würmlein mild,
In ein Stückchen Linnen ein!"

„„Weib, bist du rasend?"" zürnt die Frau,
„„Wo nähm ich Linnen her?
Nur Seid' ist all', was an mir, schau',
Von funkelndem Golde schwer.""

„Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt. —
O so gebt mir, gebet, was ihr wollt
Und was ihr entbehren könnt!"

Da zieht Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer des Armen höhnt!"

Sie schreit's und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme zieh'n,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glüh'n.

Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?"
Sie treibt ihn durch Hiebe und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlafft
Und gebrochen den kecken Muth;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen den Rittertroß,
Doch die Zunge ist festgebannt.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Auge erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

K. Egon Ebert.

Die Pantenbrücke.

Endlich hat der alte Föhn
Den krystall'nen Schrein verschlossen
Und schon liegt auf Thal und Höh'n
Milder Frühling ausgegossen:
Mag der Winter zornig funkeln,
Der auf ew'gen Firnen sitzt
Und geheimnißvoll im Dunkeln
Wilden Schaum zu Tage spritzt.

Schau der Berge heil'gen Graus
Um dich her sich riesig thürmen,
Und mit schrecklichem Gebraus
Dort den Läschbach niederstürmen!
Schau, ein Lamm in breiten Krallen,
Steigen dort den stolzen Gyr!
Höre die Lawinen fallen
In den Schluchten über dir!

Doch wie Hold und Mild sich mischt
Mit Erhaben und Entsetzlich!
Wie der würz'ge Hauch erfrischt!
Wie der Blumen Schmelz ergötzlich!
Wie des Waldes grüne Kerzen,
Die der Lanzig brennen hieß —
Heerdenläuten, Vogelscherzen —
O wie schön ist Alles dies!

Reiche Blumenkränze vorn,
Schreiten durch die Auengüter
Fette Heerden, und in's Horn
Stößt ihr Eigner, und ihr Hüter
Geht voran, in Korb und Brennte
Einen Schatz von Brod und Wein:
Auf die Limmern soll die Sennte —
Auch die Limmeralp ist sein.

Ist er nicht der reichste Mann
Von dem Selbsanft bis zum Speere?
Strebt er nicht, so viel er kann,
Daß er noch sein Gut vermehre?
Ja von Ueli geht die Sage
Und ihm selber ist bewußt,
Daß er einen Eisblock trage,
Statt des Herzens, in der Brust.

Steh', die Sennte naht der Schlucht
Wo der Sandbach und die Limmern,
Nach der ersten Jugendflucht,
Schäumend aus der Tiefe schimmern,
Wipfel, Stämme, Felsenstücke
Ragen drohend aus dem Riß,
Drüber hängt die alte Brücke,
Hölzern, morsch und ungewiß.

Wilder schäumt der Brandung Wuth;
Nie hat so der Steg gezittert!
Seiner Thränen wilde Fluth
Strömt der Winter aus erbittert;
Zischend stürzt es von den Wänden,
Donnernd wälzt der grüne Schaum —
Hier und dort und aller Enden —
In den Abgrund Fels und Baum.

Und der Senn steht angsterfüllt
Vor dem Strauß der Elemente:
„Wie's da unten schäumt und brüllt!
Ständ' ich drüben mit der Sennte!
Oder wär' die Brücke steinern,
Hochgewölbt und sonder Wank —
Traun die Aermern und Gemeinern
Sollten spüren meinen Dank!

„Ach wie manches schöne Stück
Schon da unten mir zerschellte,
Wenn des Lanzigs warmer Blick
Die vereinten Bäche schwellte,
Und das Vieh auf schwankem Brete,
Scheu sich drängend, fürder schritt,
Auf der Matte dann sich drehte',
Aufschlug und hinunterglitt!

Und kaum ist der Spruch gethan,
Hebt von unsichtbaren Händen
Stracks ein emsig Bauen an:
Steine fliegen von den Wänden,
Schließen fügsam sich zum Bogen,
Drüber legt sich glatt der Weg;
Unten donnern wild die Wogen,
Oben wölbt sich fest der Steg.

Und das Wunder schaut der Senn
Mit Entzücken und mit Grauen:
„Ei, wer sind die Maurer denn,
Die so rasch und zierlich bauen?"
Horch, da ruft es: „Fest und steinern
Hängt die Brücke hoch und schlank:
Gib den Aermern und Gemeinern
Nun auch den versproch'nen Dank!"

Und der Ueli zieht den Kutz,
Plärrt der Paternoster sieben,
Und bald steht, dem Strom zum Trutz
Glücklich seine Heerde drüben:
Sieh die Brandung, wie sie brodelnd
An der Brücke Wölbung stäubt,
Während Ueli lustig jodelnd
Bergwärts seine Sennte treibt.

Wild und steinig steigt der Weg
Durch die Voralp auf zur Rüschen;
Uelis Heerde folgt ihm träg,
Naschend von den grünen Büschen . . .
Plötzlich stehn zwei alte Zwerge
Vor dem Senn, ein Bild der Noth:
„Glück zur Fahrt und Heil zu Berge
Und für uns ein Stücklein Brod!

„O der Hunde! Laßt ihr mir
Denn zu Berg und Thal nicht Ruhe?
Nach dem Brodkorb greift ihr hier,
Unten langt ihr nach der Truhe!
Nehmt!“ .... Mit wohlgezieltem Schleudern
That er Würfe nach den Zwei'n;
„Bettlern, Lumpen, Hungerleidern
Ziemt für Weißbrod Kieselstein!“

Horch, da heult es wunderbar:
Wehe! Wehe! durch die Berge,
Und der Sennte bestes Paar
Krümmt sich sterbend, statt der Zwerge.
Mit zerschellter Stirn verenden
Beide Thiere brüllend — ha!
Und mit wild gerung'nen Händen
Steht der böse Küher da!

Und vom Kisten tönt's: „du Filz!
Melke nun die beiden Aeser,
Drücke Molken aus der Milz,
Anken aus den Därmen, Käser!"
Drauf ergellet eine Lache
Daß der Senn nicht stehen bleibt
Und, wie ein gereizter Drache,
Seine Sennte weiter treibt.

Auf der Rüschen macht er Halt,
Sieht schon zu den Limmernställen,
Hoch hinauf und mannichfalt,
Seine würz'gen Triften schwellen.
Doch auf nächster Felsenstufe
Stellt sich ihm das Zwergenpaar
Mit des Elends fleh'ndem Rufe
Wiederum voll Demuth dar.

„Huh, wie knirscht und schäumt der Ruch,
Hebt den Stab, den vielgeknorrten . . . .
Doch ein grauenvoller Fluch
Fährt ihn an mit Donnerworten:
„Gottes Langmuth ist zu Ende,
Harter Mann, so sei denn hart.
Hart, wie diese Felsenwände!
Sei, wie all dein Gut, erstarrt!"

Grimmig, furchtbar, riesenhaft
Dehnen sich die beiden Zwerge;
Ihrer Fäuste Wetterkraft
Hebt ihn über alle Berge;
Und so schaut er unbeweglich
Auf der Limmern stolze Hub,
Schauet angstvoll, wie sie kläglich
Sich in ewig Eis vergrub.

In krystallner Haft verstummt
Ihrer Bäche lustig Plätschern;
Rings umpanzert und vermummt
Sich das reiche Gras mit Gletschern;
Die Lawinen stürzen krachend
Mit dem Vieh in Schlucht und Kluft.
Und die Riesen schütteln lachend
Seinen Eigner in der Luft:

Schleudern den versteinten Leib,
Welchem Angst und Reu entwimmern,
In das dicke Schneegestäub
Zwischen Selbsanft und der Limmern;
Wälzen Schutt und Trümmerblöcke
Donnernd von der Felsenwand,
Bis die beiden Firnenstöcke
Ueli's Riesengrab verband.

Oberueli heißt der Grat
Unterueli liegt am Berge,
Wo zuerst um Zehrung bat
Das gespenst'ge Paar der Zwerge.
Auch die festen Mauerstücke,
Die der Geister Kunst verband,
Sind noch heut', als Pantenbrücke,
Vielgeseh'n und allbekannt.

G. G. Reithard.

Des Gnomen Rache.

Vom Thunersee der Gnom kommt einst gar müd' und matt,
Aus seinem Berg gewandert, nach Roll, der alten Stadt.

Er trägt ein groß Gelüsten, zu sitzen auch am Tisch,
Wie all' die frohen Leute, bei Wein und Brod und Fisch.

Er hat's gemeint im Guten mit Allen weit und breit,
Hat Keinem zugefüget in seinem Berge Leid.

„Sie werden wohl auch üben jetzt Freundschaft nach Gebühr
Und mich nicht schnöde weisen hinweg von ihrer Thür!"

So denkt der kleine Gnome und pocht gar sachte an,
Doch wie er pocht und bittet, nicht wird ihm aufgethan.

Und wieder pocht und pocht er, und geht von Haus zu Haus,
Doch läßt ihn Jeder stehen in Nacht und Sturmgebraus.

„Hinweg, du Wichtelmännlein! du wüster tück'scher Zwerg,
Und scheust du Sturm und Regen, so geh' in deinen Berg!"

Da geht er grimmig weiter, sein Auge rollt in Wuth:
„Ich will an dir mich rächen, du falsche Natterbrut!"

Und zu dem letzten Hause führt ihn der nächt'ge Pfad,
Noch einmal will er pochen, eh' er sich schickt zur That.

Doch sieh', die Thüre schließet sich auf dem Gnomen schnell,
Und Wirth und Wirthin heißen willkommen ihn zu Stell'.

Und tragen Brod und Früchte herbei dem kleinen Gast,
Und würzen ihm nach Kräften die kurze Pilgerrast.

Dann betten sie den Gnomen in Kissen rein und weich.
Er meint, er läg', ein König, in seinem eignen Reich.

Doch als die Wirthe schlafen und ringsum herrscht die Nacht,
Da hebt von seinem Lager der Gnome sich gar sacht'.

Und legt ein Gold den Beiden hinein in ihren Schooß,
Und geht hinaus zum Berge, umtobt von Sturmgetos'.

Da streckt er seine Hände gebietend aus und ruft:
„Herab, herab, ihr Berge, mit Horn und Riff und Kluft!"

„Herab, du alt' Gerölle, und räch' den Herren dein,
Werd' du für all' die Bösen zum schweren Leichenstein!"

Und sieh', da rollt's und donnert's herab im grausen Sturm,
Da prasselt Haus und Giebel, da sinket Dach und Thurm.

Da schallt ein laut Geheule zu ihm aus tiefem Grund,
Dann wird es todtenstille im weiten nächt'gen Rund.

Da schaut noch 'mal hinunter der Gnom' auf's weite Grab,
Und fährt mit wildem Lachen in seinen Berg hinab.

Am Thunersee, da wandert so manch' ein Pilger matt,
Am nächsten Tag und suchet nach Roll, der alten Stadt.

Ein Haus nur sieht er stehen gar einsam auf der Flur,
Doch von der Stadt, da findet er nirgends eine Spur.

Das Haus doch steht so friedlich, es blinkt die weiße Wand,
Umwallt von grünen Reben, so wie sie früher stand.

Die beiden Wirthe drinnen, die sind in guter Huth,
Und schaffen dort und leben mit immer frohem Muth.

Sie blieben unversehret, zu Nichts die Stadt versank,
Das war des Gnomen Rache, das war des Gnomen Dank.

J. N. Vogl.

Stavoren.

Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut,
Paläste siehst du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.

Wenn alle Winde schweigen, der Kahn dich ruhig wiegt,
Der Schiffer wird dir zeigen, wo sie begraben liegt.
Du blickst auf Markt und Straßen, doch öde, menschenleer,
Und wenn die Glocken tönen, so strich ein Hecht zwischenher.

Vor Zeiten zu Stavoren war Pracht und Ueberfluß,
Da schwelgte man in Freuden und sann nur auf Genuß.
Da mußten Gallionen durch alle Meere gehn,
Mit den Schätzen fremder Zonen Stavorens Kinder zu versehn.

Verwöhnte Kinder freilich, das Glück war allzuhold,
Den Hausflur und die Thüren beschlugen sie mit Gold,
Gepflastert mit Dukaten war Hof und Speisesaal,
Mit blanken Laubthalern die Wege und Stege zumal.

Wie sich die Schätze häuften, so wuchs der Uebermuth,
Als wäre der Himmel käuflich für eitel Geld und Gut.
Und als das Maaß erfüllt war, da gingen sie zu Grund,
Die erst das Meer bereichert, die schlang das Meer in den
Schlund.

Vor allen in Stavoren war eine Jungfrau reich,
Ihr Name ging verloren, kein König kam ihr gleich.
Doch herrisch und vermessen war ihr bethörter Sinn,
Sie hatte Gott vergessen und dachte nichts als Gewinn.

Zu ihrem Schiffmeister sprach einst die stolze Maid:
Auf, lichte du die Anker, zwölf Monde hast du Zeit;
Doch kehrst du nach Stavoren, so sei dein Schiff beschwert
Mit dem Edelsten und Besten, was rings der Erdball gewährt.

Da sprach der alte Meister, er war ein weiser Mann:
„Ich bringe, was du heischest, nur zeig es näher an;
Des Edeln und des Guten ist auf der Welt so viel,
Was dich das Beste dünket, das Edelste. schafft dir mein Kiel,

„Wofern dein Mund es ausspricht. Ist's Korn oder Wein?
Ist's Bernstein oder Seide, Gold oder Specerein?
Sinds Perlen, sind Smaragden? Es kostet dich ein Wort,
Das Schiff mir zu befrachten mit der Erde köstlichstem Hort."

Sie sprach: „du mußt es rathen, du giltst doch sonst für klug,
Wer meinen Dienst erwählte, dem sei ein Wink genug,
Nun laß das läst'ge Fragen: bei meinem Zorn, in's Meer:
Das Edelste, das Beste gebracht, ich sage nicht mehr."

Da mußt er wohl gehorchen, unschlüssig fuhr er ab.
Der Frau Geheiß erwägend, das viel zu denken gab.
Er kannte wohl der Herrin hochmüthig strengen Sinn:
Wie er ihr nun genüge, darüber sann er her und hin.

Am Ende dacht er also: Ich kauf ihr Weizen ein:
Was möcht auf Erden edler, was möchte besser sein?
Man hält in hohen Ehren das herrliche Korn,
Niemand kann es entbehren: so meid ich wohl ihren Zorn.

Da steuert' er gen Danzig und lud zu gutem Kauf
Polnischen Getraides zehntausend Lasten auf,
Es war der beste Weizen, den je die Erde trug:
Wer des genossen hätte, dem gab er Kräfte genug.

Da ließ er seine Segel die Winde blähn und war
Im Hafen von Stavoren noch vor dem halben Jahr.
So schritt er vor die Herrin, die noch bei Tafel saß,
Mit Blicken der Befremdung von Haupt zu Füßen ihn maß.

„Wie," rief die Uebermüthige, „Schiffmeister" schon zurück?
Und wär dein Schiff ein Vogel, den Vogel hieß ich flück:
Dich wähnt ich an Guineas goldreichem Strand;
Was hast du nun geladen? sag an, ich bin doch gespannt?"

Da sprach der Seemann zögernd, er hörte wohl, der Wind
Sei seiner Fahrt zuwider, doch faßt' er sich geschwind:
„Den besten Weizen führ ich, Gebieterin, dir her,
Kein beßrer ist zu finden, so weit die Länder küßt das Meer."

Sie sprach: „Was muß ich hören, das hätt ich nicht gedacht!
Elenden Weizen, woraus man Semmel macht?
Den wagst du mir zu bringen? Es wird dein Ernst nicht sein;
Das Edelste, das Beste, gebot ich, handle mir ein."

Da sprach der Greis: „So elend ist doch, was Brod gibt nicht,
Da man zu Gott alltäglich um Brod die Bitte spricht."
„Wie ich's verachte", rief sie, beweis' ich dir sofort:
Von welcher Seite nahmst du die schnöden Körner an Bord?" —

„Das Schiff ist von der rechten geladen," sprach er. — Gut,
So wirf mir von der linken den Weizen in die Flut,
Die ganze Ladung, hörst du? das muß sogleich geschehn:
Ich werde selber kommen, ob du gehorchtest, zu sehn."

Der Schiffmann ging, doch that er nicht, wie die Frau
ihn hieß,
Weil ihr Gebot so gräulich wider Gott verstieß.
Er rief die Armen alle, die Hungernden, herbei,
Ob nicht durch solchen Anblick das harte Herz zu rühren sei?

Sie kam und fragte: „hast du gethan, wie ich befahl?“ —
Da fallen ihr zu Füßen die Armen allzumal:
„Laß uns den Weizen,“ flehn sie, „eh ihn das Meer verschlingt,
Daß wir den Hunger stillen!“ Sie aber weigert's unbedingt,

Und winkt ihren Knechten und läßt erbarmungslos
Die Gottesgabe senken in tiefer Fluthen Schooß;
Die Menge mußt es schauen, die stumm die Hände rang,
Da rief der alte Schiffer, der sich nicht länger bezwang,

Laut rief er's vor dem Volke der Frau in's Angesicht:
„Nein, wahrlich ungeahndet bleibt diese Bosheit nicht.
Wenn noch das Gute lohnet, das Böse straft ein Gott,
So wird einst schwer gerochen an euch der frevelnde Spott.

„So wird ein Tag erscheinen, wo ihr die Körner gern,
Die edeln, von den Straßen auflāset, Kern um Kern,
Den Hunger nur zu stillen; doch Niemand gönnt euch sie.“
Sie sprach mit Hohngelächter: „Mein Freund, der Tag er-
scheinet nie.

Stavorens reichster Erbin gebrächs am Brode je?
Sieh diesen Ring, den goldnen, ich werf ihn in die See:
Wenn ich den wiederschaue, so mag auch das geschehn."
Sie sollt am selben Abend den Ring erschrocken wiedersehn.

Der Koch hat ihn gefunden in eines Fisches Bauch.
Eh sie sich niederlegte, kam ihr die Botschaft auch,
Die Flotte sei gestrandet, die sie nach Morgenland —
Und so ergings der andern, die sie gen Abend gesandt.

Die Türken und die Mohren auch schadeten ihr viel,
Wie wider sie verschworen, ein reiches Kaufhaus fiel,
Das zog sie mit hinunter, und so kam Post auf Post —
Kein Jahr verging, so litt sie schon Noth durch Hunger und Frost.

Sie ging von Thür zu Thüren und heischt' ein Stückchen Brod:
So schrecklich ward erfüllet, was ihr der Greis gedroht.
Von Niemand betrauert, von Vielen arg verhöhnt,
Auf Stroh hat sie endlich das arme Leben verstöhnt.

Fort schwelgte noch Stavoren in sündlich eitler Pracht,
Denn Reichthum ward auf Schiffen noch täglich eingebracht:
Das Beispiel warnte Niemand: da wuchs der Buße Saat
Der ganzen Stadt erschrecklich aus jener Jungfrau Frevelthat.

Wo sie den edeln Weizen ins Meer versenken ließ,
Da hob sich eine Sandbank, die Frauensand man hieß.
Darauf erwächst den Wellen ein Kraut, das kennt man nicht,
Es gleicht dem Weizen völlig, nur daß der Aehre Korn gebricht.

Noch stieg die Sandbank höher und höher aus dem Meer:
Gesperrt war der Hafen, kein Schiff befuhr ihn mehr.
Da war des Reichthums Quelle der Schwelgerstadt versiegt;
Sie schwelgten fort, von Leichtsinn in süßen Schlummer gewiegt.

Da zog man eines Tages Hering und Butt hervor
Aus dem Schöpfbrunnen und in der Nacht erkor
Der See sich andre Bahnen, ein wilder Wasserschwall
Verschlang, die Deiche brechend, Stavorens Markt und Straßen all.

Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut.
Paläste siehst du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.

K. Simrock.

Der Mutter Fluch.

Wie schreien die Kinder: „O, Mutter gib Brod!
Uns quälet der Hunger so sehr!“
Da ringet die Arme die Hände vor Noth,
Und jammert: „der Kasten ist leer;
Gestorben der Vater, die Habe ist fort,
Mir blieb nur das Leben allein,
Wo suche ich Hülfe, denn Niemand im Ort
Hört auf mein verzweifelndes Schrein?“

Da nahet der Nachbar, der Rather und Freund
Seit lange der Wittwe schon war:
„Ein Schiff, mit Getreide beladen, erscheint
Und Alles strömt hin nach der Saar.
Der Mangel ist groß und dem Elend erlag
Schon Mancher der hungern gemußt.
Begrüßet mit Freude den glücklichen Tag,
Und Hoffnung füll' wieder die Brust!“

Da jubelt die Wittwe; mit leuchtendem Blick
Preßt sie ihre Kinder ans Herz:
„Gerettet vom Tode; bald kehr' ich zurück,
Vorbei ist das Elend, der Schmerz.
Ich hole euch Korn dort, ich backe euch Brod,
Dann hungert's euch Allen nicht mehr,
Der gütige Himmel wollt' enden die Noth
Drum sandt' er die Ladung uns her!"

Geflügelten Schrittes enteilt sie dahin,
Wie winkt ihr das Schiff an dem Strand!
In froher Erwartung die Blicke erglühn
Und fieberhaft zittert die Hand.
Sie stürmt durch die Menge, die feilschend dort steht,
Und keucht mit der theueren Last:
„O, habet Erbarmen, uns hungert!" sie fleht,
Zum Schiffer in drängender Hast.

„Habt Geld Ihr?" mit spöttischen Blicken der höhnt,
„Sonst geb' ich kein Körnchen heraus.
Umsonst ist der Tod und das Bettelvolk wähnt
Ich fänd' das Getreide zu Haus."
„Erbarmen! o stoßt nicht die Mutter zurück,
Nur Weniges schenkt mir und Gott
Wird lohnen es dreifach durch größeres Glück!"
Vergebens — er hatte nur Spott.

Da wendet die Frau sich, die Menge erbebt,
Als sie ihre Blicke geschaut;
Doch kehrt sie zum Ufer und drohend erhebt
Den Arm sie und rufet dann laut:
„So möge die Frucht aus dem Schiffe verwehn
Wie Spreu vor dem brausenden Wind,
So möge das Strafgericht Gottes erseh'n
Zur Warnung hier Eltern und Kind!"

Und was die verzweifelnde Mutter begehrt,
Erfüllte der Himmel zur Stund!
Wie Staub in dem heulenden Sturme hinfährt
Zerstiebte das Korn in der Rund'.
Es hing an den Bäumen am Ufer, noch heut'
Könnt ihr jene Körner dort sehn,
Als Mahnung, und nimmer im Strome der Zeit
Wird diese Kunde vergehn.

N. Hocker.



Die Unschuld kommt an den Tag.



Itha von Toggenburg.

„Wem hast du den Ring gegeben?
Die so züchtig schien!
An des Jägers Finger eben,
Falsche, sah ich ihn.
Den Verräther schleiften Pferde
Nieder in sein Grab,
Daß die Schmach gerochen werde,
Sollst auch du hinab.“

Reden will die Gräfin, wenden
Schimpflichen Verdacht,
Zornesflammen ihn verblenden,
Hat des Worts nicht Acht.
Hebt sie auf mit starkem Arme,
Von dem hohen Saal
Stürzt der Wütherich die Arme
Tief ins tiefe Thal.

Gute Geister schweben nieder
Aus des Himmels Zelt,
Spreiten englisches Gefieder
Daß sie sanfter fällt,
Betten ihr auf weichem Moose
Und erwacht sie jetzt
Ruht die Reine, Fleckenlose
Heil und unverletzt.

„Gnade deiner Magd erwiesen
Hast du, süßer Christ,
Nimmer wird es ausgepriesen
Wie du gnädig bist.
Heiligend zu neuem Bunde
Lud der Gnade Schein,
Dir von dieser Schreckensstunde
Leb ich, Herr, allein.“

Wo sich Ranken dicht verstricken
Bei des Adlers Horst,
Birgt sie vor der Menschen Blicken
Sich im tiefen Forst;
Nährt den Leib von Waldeskräutern,
Schöpft aus klarer Fluth,
Sucht die Seele nur zu läutern
In der Andacht Gluth.

Baut ein Hüttchen sich von Zweigen,
Deckt's mit Rinde rauh,
Betend in der Wildniß Schweigen
Kniet die heil'ge Frau.
Hat in Kreuzesform verbunden
Sich zwei Stäbe Holz,
Wunderbare Lust empfunden,
Wenn das Herz ihr schmolz.

Wollt es dann nicht länger tagen,
Helles Licht herbei
Bracht ein Edelhirsch getragen
Zwischen dem Geweih.
Und so saß sie viele Tage,
Saß viel Jahr lang,
Lauschend ohne Schmerz und Klage
Himmlischem Gesang.

Doch des Grafen Herz durchschnitten
Scharfe Zweifel oft,
Ohne Schuld hat sie gelitten
Fürchtet er und hofft.
Spät verhört er seine Leute,
Allzuspät fürwahr,
Wird dem Toggenburger heute
Ithas Unschuld klar.

Jener Ring, des Bräutgams Gabe,
Glänzend war sein Schein,
Diebisch haschend trug ein Rabe
Ihn vom Fensterstein,
Hielt das leuchtende Geschmeide
Froh im Schnabel fest,
Seine Jungen spielten beide
Gern damit im Nest.

Zogen Jäger durch im Walde
Streichend da vorbei,
Hört der Eine bei der Halde
Flücker Raben Schrei.
Sieht den Ring im Neste blitzen,
Schiebt ihn an die Hand,
Froh, das Kleinod zu besitzen,
Kommt er heim gerannt.

Tückisch lauschen grimme Strafen
Seiner Goldlust dort;
Aber schwer gereut dem Grafen
Jetzt der Doppelmord.
Nächtlich fährt er aus dem Schlummer,
Träumt bei hellem Tag,
Da vernimmt er, was den Kummer
Wohl besänft'gen mag:

„Nicht gestorben ist die Reine,
Im verwachs'nen Wald,
Vor dem Kreuze knieet eine
Selige Gestalt.
Manche würden sie nicht kennen,
Ach, ihr schwand der Leib,
Doch, ich weiß sie dir zu nennen:
Itha ist's, dein Weib!"

Neubelebt sie zu begrüßen,
Stürzt der Graf hinzu,
Knieet nieder ihr zu Füßen,
Flehet: Heil'ge du,
Unwerth bin ich zu berühren
Deines Kleides Saum,
Dir zu richten muß gebühren
Und ich hoffe kaum.

„Kannst du dennoch mir vergeben,
(Selig ist verzeihn)
Als dein Diener will ich leben,
Will dein Knecht nur sein.
Ja, ich les' in deinen Augen,
Daß du mild vergibst;
Aber soll mir Gnade taugen,
Sprich, ob du mich liebst?"

Karl Simrock.

Genovefa.

I.

Hohensimmern hieß die Veste, wo der Pfalzgraf Siegfried saß,
Der im Schwarm erlauchter Gäste Genovefen's nicht vergaß.
Uebt er jetzt des Wirthes Pflichten, dünkt das volle Haus ihm leer;
Wohl, er konnte sie vernichten; sie entbehren, das ist schwer.

Doch erträglich sind die Tage, wären nur die Nächte nicht;
Denn ihm naht' zu arger Plage, immer Nachts ein Traumgesicht.
Heute von der Drachenschlange war sein liebstes Lieb bedroht,
Hilfe! Hilfe! rief sie bange, — Niemand half ihr in der Noth.

Diesen schweren Traum am Morgen sagt er Golo'n seinem Rath:
„Glaube mir, ich bin in Sorgen um die übereilte That.
Selber schien ich mir der Drache, der ich dieses Weib verdarb;
Nie verhört' ich ihre Sache, wehe! wenn sie schuldlos starb!"

Golo sprach mit falschem Munde: „Deuten kann ich diesen Traum.
Aus dem Worte fließt die Kunde und dem Zweifel bleibt nicht Raum.
Drako hieß, der sie verführte, Drako der verruchte Koch,
Er empfing, was ihm gebührte, Pfalzgraf und Ihr zweifelt noch?"

Tages läßt er sich bethören, aber wahrhaft ist die Nacht;
Wieder muß der Traum ihn stören, der ihn angst und bang gemacht.
Hunde hetzt das Jagdgesinde und das krumme Hifthorn schallt,
Einer fleckenlosen Hinde folgt der Graf durch Busch und Wald.

„Weiß ist dieses Wild gewesen, weiß wie stets die Unschuld ist,
Doch ich hatt' es mir erlesen, ließ zur Flucht ihm keine Frist.
Als mein Pfeil es wund geschlagen, daß der rothe Schweiß entrann,
Gleich als wollt' es mich verklagen, blickt' es klug und fromm mich an."

Golo sprach, der Hochverräther: „Möglich, daß der Traum nicht äfft,
Wenn ihr früher oder später eine weiße Hinde trefft.
Nicht so selten sind die weißen, fleckenlose gibt's genug;
Doch was will ihr Blicken heißen? Alle blicken fromm und klug.

II.

„Auf die Bracken, macht Genossen, überkröpft die Falken nicht,
Weckt die fürstlichen Genossen, heut' erfüllt sich mein Gesicht.
Seht, der Erde braune Rinde fußhoch hat der Schnee bedeckt:
Nicht entgeht mir jetzt die Hinde, die so schnell die Läufe streckt."

„Heute könnt ihr sie nicht schauen, die dem Schnee an Weiße gleicht;
Wollt' ihr meinem Rathe trauen, harrt ihr lieber bis er weicht."
Aber schon auf wildem Hengste stürmt der Pfalzgraf über Feld,
Den Verräther fassen Aengste, als es rings von Hörnern gellt.

Mancher Falke stieg und schweimte, müde lief sich manches Roß,
Golo selbst der Abgefeimte, viel des edlen Wildes schoß.
Hunde hetzt das Jagdgesinde, weil das krumme Hifthorn schallt,
Einer fleckenlosen Hinde folgt der Graf durch Busch und Wald.

Flüchtig ist sie, mit den langen Läufen wirft sie Schnee empor,
Roß und Reiter sie zu fangen, setzen über Stein und Moor;
Doch sie läßt sich nicht erreichen: endlich schießt sein Pfeil sie wund,
Aber ach mit blut'gen Weichen birgt sie sich in Waldesgrund.

Siegfried folgt, die Lust zu büßen; sieh', da liegt das zahme Wild
Einer schönen Frau zu Füßen, die der Wunde Fluß ihm stillt.
Und die Frau umspielt ein Knabe, wie die Mutter schön und bleich;
Lang entbehrten jeder Labe Genovefa, Schmerzenreich.

Bloß sind ihre edlen Glieder; wallen auch von Haupt zu Fuß
Gold'ne Locken reichlich nieder, schreckt sie doch der Fremden Gruß:
„Mußt mir erst den Mantel reichen, wenn ich mit dir reden soll."
Lange weilt er bei der Bleichen und ward aller Freuden voll.

Frau und Knabe sind die Seinen, die der Hinde Milch ernährt;
Simmern wird vor Freuden weinen, wenn er mit den Lieben kehrt.
Jauchzend hören alle Gäste, welch' ein Wunder Gott erlaubt,
Und vom hohen Thor der Veste blickte Golo's blut'ges Haupt.

Karl Simrock.

Der Ring der Genovefa.

I.

Der Knecht hat verrathen des Grafen Weib,
Dem Tode geweiht den reinen Leib.

Sie leidet geduldig die herbe Qual:
„O Gott, verschone nur meinen Gemahl!"

Man schleppt sie Nachts von dem Schlosse hinaus:
„O Gott, bewahre nur dieses Haus!"

Sie blickt zu den Sternen am Himmelsdom,
Die spiegeln sich wieder im blinkenden Strom.

Man führt' sie über die Brücke hinweg,
Da bleibt sie stehn auf dem schmalen Steg.

Den Trauring zieht sie vom Finger und wirft
Ihn in's Wasser, das ihn gierig verschlürft.

So geb' ich meinem Herrn die Treu!
Und sein Versprechen zurück auf's Neu:"

„Daß seine Blutschuld geringer sei,
Und er von allen Banden frei!“

II.

Gott hat Genovefas Unschuld bewährt,
Sie kehrt zurück zu dem heimischen Heerd.

Der Pfalzgraf führet sie heim aus dem Wald,
Sie kommen zum Strom, da machen sie halt.

„Auf, Knechte, schlagt am Wasser mein Zelt,
Die Zeit ist da, wo man Mittag hält.“

Da traten zwei Fischer heran zum Tisch,
Verehrten dem Herrn einen riesigen Fisch.

„Ich denke wir woll'n ihn verzehren sogleich.“
Man schlachtet ihn alsobald im Gesträuch.

„Schaut, Herr, im Magen des Fisches war
Verwachsen dies Ringlein hold und klar“

„Mein Trauring: O Himmel, ich kenn' ihn genau!
Empfang ihn wieder du heilige Frau!“

„Der Herr, der im Leid dich beseelt und gestählt,
Hat durch ein Wunder auf's Neu uns vermählt.“

J. B. Rousseau.

Gottes Thränen.

Noch schwebte keine Wolke am heitern Himmel hin,
Vom Karren sprach zum Volke die arme Sünderin:

„Ob mich der Schein nur richte, ich will gerichtet sein,
Des Lebens ich verzichte, vergessen hat er mein."

„Eins trag' ich nicht geduldig: daß ihr mich schuldig meint;
Bin so gewiß unschuldig, als Gott jetzt mit mir weint."

Da weinte Gott vom Himmel, die Thränen tropften schwer,
Des Volks durchnäßt Gewimmel, das weinte noch viel mehr.

Gott selber sei der Zeuge, das Zeugniß wird verschmäht;
Den schönen Nacken beuge, der grimme Streich ergeht.

Zu Hanau ist's geschehen; nicht lang hernach hat klar
Der weise Rath ersehen, daß sie unschuldig war.

Mit Sang und Klang zur Stunde hob man sie auf und gab
Ihr in geweihtem Grunde doch noch ein ehrlich Grab.

Gott weint mit dem Unschuldigen, so tönt der Sage Mund,
Du mußt dich nur geduldigen, dein harrt geweihter Grund.

Karl Simrock.

Wald ohne Wipfel.

Wie läuten dumpf die Glocken, die Menge schaut so bang,
Als wäre sie erschrocken, vor diesem Trauerklang.
Wie streicht so grau in Lüften der Wolken irrer Zug,
Und krächzend von den Grüften hebt sich der Raben Flug.

Das schönste Mädchen schreitet bleich zu dem Wiesenplan.
Der Holzstoß ist bereitet, schon zünden sie ihn an,
Der Henker starrt betrübet, zur lichten Flamme hin,
Ach! längst hat er geliebet die holde Zauberin.

Er hat ihr treu gedienet im Stillen manches Jahr,
Kein Wort sich je erkühnet, wie es um's Herz ihm war.
Mit Blumen stets geschmücket die Hütte, unerkannt,
Und ferne her geblicket, wenn sie die Kränze fand.

Nicht durft' er ihr gestehen, was seine Brust erfüllt,
Er mußte einsam gehen und trauernd durch's Gefild.
Klebt' doch an seinen Händen, so mancher Opfer Blut,
Er konnt' es nimmer wenden und war ihr doch so gut.

Da ging durchs Dorf die Kunde erst leise und dann laut,
Sie werd' zum Ehebunde dem Schulzen angetraut.
Ha! wie in seine Seele das Flammenschwerdt sich drückt,
Daß glühend aus der Höhle das stiere Auge blickt.

Ihn faßt ein eis'ger Schauer, dumpf eine Stimme spricht:
„Was stehst du da in Trauer? Kleinmüth'ger duld' es nicht!
Kannst du sie nicht umfangen, die ganz beherrscht dein Sein
Dann steig' ihr reiches Prangen in's dunkle Grab hinein.

Und zu dem Hochgerichte trat bald der Kläger hin:
„Ich sah beim Mondenlichte Marie als Zauberin.
Des letzten Wetters Schlossen hat sie der Flur gesandt,
Der Bäume junge Sprossen, sie hat sie all' verbrannt.

Nun schreitet sie zur Stätte wo schon die Flamme loht,
Und leis' sie fleht: „Errette, o Herr, mich von dem Tod,
Laß mich nicht untergehen, ich weiß mich frei von Schuld,
Kannst in mein Herze sehen; o zeig' mir deine Huld!

Da hört sie leises Rauschen, das immer stärker hallt,
Das Volk beginnt zu lauschen; es ist der nahe Wald.
Es braust in seinen Kronen, im dichten Laubgezelt
Drin tausend Sänger wohnen, vom Sonnenglanz erhellt.

„Dich ruf' ich an zum Zeugen, daß ich unschuldig bin!"
So tönet durch das Schweigen des Mädchens Stimme hin.
„Ihr Wipfel, mögt verderben von Gottes Richterhand,
Mögt kranken und dann sterben, wie ich im Flammenbrand.

Als auf des Stoßes Gipfel die Gluth umleckt ihr Haupt
Sind auch der Bäume Wipfel verdorret und entlaubt,
Und als den Kranz ihr windet der Tod ins Lockenhaar
Der Henker schon verkündet, daß sie unschuldig war.

Auf's neu die Glocken läuten mit ihrem dumpfen Klang,
Den Falschen sieht man schreiten den letzten, schweren Gang.
Maria's Auge grüßet hell durch der Wolken Flor
Und eine Blume sprießet aus ihrem Grab hervor.

N. Hocker.

Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein sonder Gleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenroth begrenzten
Gold'ne Rosen den Altar.

Schuh aus reinem Gold geschlagen
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit.

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimath Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungeseh'n woher, erschallten
Drin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Noth,
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brod!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz vom Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh, du armer Sohn der Lieder,
Sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug,
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt'.
„Wo so viele musicieren,
Musicier' ich Geiger mit!"

An Cäcilias Kapelle
Jetzt der Zug vorüberkam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Zeigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: Das arme Geigerlein!
„Eins noch, bitt' ich — singt er — lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!"

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid
Und er rührt die himmlisch Milde:
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
W i r f t d e m a r m e n S o h n d e r L i e d e r
H i n d e n z w e i t e n g o l d n e n S c h u h.

Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst der Heil'gen theuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen Sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Oben an beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein and'res Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen —
Und es muß getanzet sein.

J. Kerner.

Elisabeths Rosen.

Sie stieg herab wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth fromm und mild,
Die gabenspendende hohe Frau
Vom Wartburgsschloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's voll gefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht sie ruhig — der Argwohn stahl
Durch Verräthers Mund sich zu dem Gemahl.
Da trat ihr Ludwig zürnend nah'
Und fragt die Erschrockne: „Was trägst du da?"

„Herr, Blumen!" bebts von den Lippen ihr.
„Ich will sie sehen! zeige sie mir."
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da ward das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt,
Vergebung erfleht von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Es geht und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelssaal,
Dann hat sie zum Thal sich hinabgewandt
Und die Armen gespeist mit milder Hand.

L. Bechstein.

Kinder stehen unter höherm Schutze.



Das Kind am Falkensteine.

Es steigt am Falkensteine
Ein junges Weib hinauf;
Arm will sie Kräuter pflücken,
Und tragen zum Verkauf.

Sie setzt ihr munt'res Kindlein
An einen sichern Ort,
Und gibt ihm glatte Steinchen
Und sammelt emsig fort.

Das Kindlein aber gleitet
Zum steilen Felsenhang;
Ein Schrei! es horcht die Mutter,
Und sieht sich um so bang.

Sie sucht umsonst den Kleinen,
Wirft schnell die Kräuter weg,
Und stürzt mit schwankem Fuße
Hinab den Felsensteg.

Schon wähnt sie zu erblicken,
Das Kindlein blutigroth;
Sie ringt sich wund die Hände,
Und wünscht sich jähen Tod.

Doch als sie nun gekommen,
Zum Fuß der Felsenwand,
Sitzt lächelnd dort der Knabe,
Und spielt im weichen Sand.

Sie sieht in seinem Händchen
Drei bunte Nelken glüh'n,
Wie sie am Falkensteine
Hoch in den Lüften blüh'n.

Schnell wird zur höchsten Freude
Der Mutter tiefster Schmerz.
Sie küßt das Kind und drückt es
Mit Zähren an ihr Herz.

Dann dankt sie heiß dem Engel,
Der, wie ein sanfter Wind,
Wenn er mit Blättern spielet,
Zur Tiefe trug das Kind.

A. Bube.

Die Eberhardsklause.

Was schilt die Mutter ergrimmt und wild?
„Beim Teufel packe dich fort!"
Das Mägdlein flieht in den finstern Wald,
Es irrt ohne Schutz und Hort.

Wie irret so bange das Kind umher!
Der Wolf heult heiser nach Raub.
Es stürzet der Schnee, es starret die Fluth,
Es raschelt vom Baume das Laub.

„Wo bleibet mein Kind?" das Mutterherz klopft,
Und Thränen verdunkeln den Blick.
Sie ruft hinaus in den brausenden Wind,
Es tönt keine Antwort zurück.

Sie wacht und jammert die ganze Nacht,
Sie ruft ihr Kind und weint;
Kaum dämmert der Wintermorgen herauf,
So weckt sie den Nachbar und Freund.

Sie suchen umsonst in Dorf und in Flur,
Sie suchen auf windiger Höh',
Ach! nirgends, nirgends ein Fußtritt erscheint
In dem frischgefallenen Schnee.

„Verzeihe mir Gott, bei dem allein
Ist Rettung in der Noth,
Ach, schütze, schütze mein treues Kind,
Ach, rett' es vom grausamen Tod."

Die Mutter in ihres Herzens Noth,
Zur Eberhardsklause hin flieht,
Es wird das Herz ihr leichter, als sie
Vor der reinen Jungfrau kniet.

Indeß war der zweit' und dritte Tag hin,
Der vierte Tag auch vergeht:
„Ach, leset die Meß' für mein Kind und mich,
Herr Pater!" die Mutter fleht.

Und als für das arme Kindlein empor,
Der Pater die Hostie hebt,
Da tönet hell aus dem dunklen Wald
Ein Stimmchen: „Eu'r Töchterlein lebt!"

Sie stürzet hinzu, da sitzet das Kind
Holdselig in Engelsgestalt,
Ein Blumenkranz um das blonde Haar,
Das lockig sein Antlitz umwallt.

Und Blumen hält die linke Hand,
Die recht' einen grünen Zweig.
„Gefunden, gefunden mein trautes Kind,
Ich Arme, ich bin wieder reich."

„Wo bist du gewesen, was hat dich genährt?"
Ruft die Mutter tief gerührt.
„„Lieb Mutter ist stets gewesen bei mir,
Lieb Mutter hat mich geführt.

Es hat lieb Mutter getragen ein Licht,
Ein Hündlein lief dabei,
Das Hündlein war so weiß wie Schnee,
Es war so freundlich und treu.""

„Das war die Mutter Gottes, mein Kind,
Sie hat dich vom Tode befreit,
In Eberhardsklaus hab' ich zu ihr geweint,
Sie wandte in Freude mein Leid."

Kommt, danket mit mir in Eberhardsklaus!
Sie gehen und opfern den Kranz.
Die Blumen, das Zweiglein, o Wunder! die blüh'n
Noch stets und in ewigem Glanz.

A. Storck.

Das Kind im Epprechtstein.

Es brennen am Berge drei Flämmelein
Mit seltsam grün und blauem Schein;
Johannistag um die Mittagsstund',
Da thut sich auf der schwarze Schlund.

Johannistag um die zwölfte Stund,
Da steht wohl auf der Bergesgrund,
Und wer es wagt und hat den Muth,
Der findet drin viel reiches Gut.

Es spielen am Berge Kinder klein,
Sie lesen bunte Blümelein;
Ein Kind verläuft sich in die Kluft,
Dieweil die Glocke Zwölfe ruft.

Die Kinder spielen in guter Ruh,
Der Berg, der thut sich wieder zu;
Sie rufen, suchen hin und her,
Sie finden keinen Eingang mehr.

Des Kindes Eltern jammern sehr:
„Arm Kind, dich seh'n wir nimmermehr!"
Und über Jahr und Tag geschah,
Die Kinder spielen wieder da.

Wo hlübers Jahr zur selben Stund',
Da thut sich wieder auf der Schlund,
Das Kind kommt frisch und roth heraus,
Trägt noch in Händen seinen Strauß.

Deß wird des Orts ein groß Geschrei,
Und Vater, Mutter läuft herbei;
Die beiden gar verwundert steh'n,
Sie meinen einen Geist zu seh'n.

„Mein Kind, süß Kindlein lieb und traut,
Und hat dir unten nicht gegraut?
Und fraß dich nicht in schwarzer Nacht
Der Hund, der bei dem Schatze wacht?"

O Mutter, du warst ja bei mir,
Wißt Alles wohl, was fraget ihr?
Hab' keinen schwarzen Hund geseh'n;
Es war da unten licht und schön.

Und gleich, wie ich herunter kam,
Auf ihren Arm mich Mutter nahm,
Sie gab mir Zuckerbrod und Wein,
Und sang auf ihrem Schooß mich ein.

Die Alten hoch verwundert steh'n,
Sie preisen Gott, und heim nun geh'n;
Da ist die alte Hütte fort,
Ein reiches Schloß stund an dem Ort.

Das Kind an lieblicher Gestalt,
Zu hohen Ehren kommt es bald,
Und noch bis auf den heut'gen Tag
Zeigt man den Ort, wo das geschah.

R. F. G. Wetzel.

Des Fischers Kind.

Wo sich die Schwarza wild durch die Felsen wand,
Dort eines Fischers niedre Hütte stand.

Des Fischers Kind, ein rosig Mägdlein saß
Allein am Ufer in dem weichen Gras.

Es pflückte Blumen, warf sie in den Bach
Und jauchzte ihnen kindlich freudig nach.

Und plötzlich trat ein finst'rer Mann herzu,
An seine Brust hob er das Kind im Nu.

Und sprach: Nun weine nicht und bleib bei mir!
Viel schöne bunte Blumen schenk' ich Dir!

Und rasch den steilsten Felsen springt der Mann
Mit seiner Beute, wie die Gems' hinan.

Vom höchsten Gipfel wendet sich sein Blick
Unheimlich blitzend in das Thal zurück.

Laut lacht er auf, als er den Fischer sieht,
Deß Auge angstvoll durch das Thal hin flieht

„Blick hier herauf, du armer Erdenwurm,
Hol dir dein Kind, leih Flügel dir vom Sturm!“

Nicht menschlich mehr, nein teuflisch glüht sein Aug',
Ein Flammenstrom ist seines Mundes Hauch.

Der Fischer reibt die Hände blutig wund
Und ein Gebet entringt sich seinem Mund.

Und sieh', ein Jüngling tritt ihn freundlich an:
„Was klagst du ferner noch, du armer Mann?

Der Himmel rang dein Kind der Hölle ab!“
Das Mägdlein er dem Vater wieder gab.

Der Fischer hört dies Wort mit sel'ger Lust
Und drückt sein Kind liebkosend an die Brust.

Und daß dies Wunder wirklich ist gescheh'n,
Mag man noch heute wohl die Zeichen seh'n.

Der Tritt des Teufels hat sich eingedrückt
Dem Fels, der schroff in's Thal herniederblickt.

Ludwig Köhler.



Reue und Buße findet Gnade.



Die Beichte.

Eine schwere Sünde begangen
Hatte Karl der Große.
Man sah ihn zittern und bangen,
Er sorgte, daß Gott ihn verstoße.

Er wollte sie Niemand beichten,
Er wollte darin ersterben.
Die Gnadenmittel reichten
Nicht hin, ihm Heil zu erwerben.

Da kam der Einsiedel
St. Egidius nach Aachen,
Von dem die Blinden zur Fiedel
Sangen in allen Sprachen.

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiser vor dem Heiligen,
Er hoffte beichtend sich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerst bekannt er die leichtern;
Doch als er jetzt von der schweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten es Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen so häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Sonst war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt er nicht reden noch sprechen.

Er wollte Gott zu versöhnen
So gern die Sünde bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heilige sprach, „Was seh ich?
Du weinst gleich einem Weibe;
Bist du der Worte nicht fähig,
So nimm die Feder und schreibe."

St. Egidius, laß dir klagen,
Ich kann nicht schreiben, nicht lesen!
O wär ich in jungen Tagen
Zu lernen fleißiger gewesen!

Da wollt ich mit Jägern und Schalken
Das Wild zu Tod nur hetzen,
Da hatt ich an Hunden und Falken
Und Rossen mein einzig Ergötzen.

Da wollt ich nur kriegen und raufen;
Das nimmt ein Ende mit Schrecken!
Nun mögen die Hunde verschnaufen,
Im Stall sich ruh'n die Schecken!

Egidius sprach: „Es sei ferne
Das edle Waidwerk zu tadeln;
Was Hänschen nicht lernte, das lerne
Noch Hans, es kann ihn nur adeln.

„Sonst war die Mühe geringer,
Mit größerer geht es noch heute,
So beichten deine drei Finger,
Was der Mund zu beichten sich scheute.

„Zum Schreiben dienen drei Finger
Drei Finger dienen zum Schwören,
Nicht schreiben sollten drei Finger,
Was drei Finger nicht mögen beschwören.

„Es steht geschrieben, beileibe
Sollst du nicht unnütz schwören;
Viel unnützes Geschreibe,
Das will sich auch nicht gehören.

„Das sollte wissen ein Jeder
Der Kaiser wiß es vor allen:
Nun nimm zur Hand die Feder
Und laß sie heute nicht fallen.“

Er lehrt' ihn die Feder halten,
Er lehrt' ihn die Striche führen!
Er lehrt' ihn die Zeichen gestalten
Und die Namen, die jedem gebühren.

Er lehrt' ihn Laute verbinden,
Sylben, Wörter und Sätze,
Wie wir durch Zeilen uns winden
Zu bergen die geistigen Schätze.

Erst zeigte die Hand sich schwierig,
Nur kundig des Schwerts und der Lanze,
Doch hatte sie lernbegierig
Zuletzt begriffen das Ganze.

„Nun kannst du schreiben, o Kaiser,
Die Kunst erlerntest du gründlich,
Doch erst versuch, es ist weiser,
Noch einmal zu beichten mündlich."

Da kniete vertrauend nieder
Der Kaiser vor dem Heiligen,
Er hoffte beichtend sich wieder
An Gottes Reich zu betheiligen.

Zuerst bekannt er die leichtern;
Doch als er jetzt von der schweren
Gedachte das Herz zu erleichtern,
Da wehrten ihm Ströme von Zähren.

Die Zähren begannen so häufig
Ihm aus den Augen zu brechen,
Erst war ihm Reden geläufig,
Jetzt konnt er nicht reden noch sprechen.

Er wollte Gott zu versöhnen
So gern die Sünden bekennen,
Doch Schluchzen ließ ihn und Stöhnen
So große Unthat nicht nennen.

Der Heil'ge sprach: „Aufs Neue
Weinst du gleich einem Weibe,
Zu Reden wehrt die Reue,
So nimm die Feder und schreibe."

Karl sprach: „Ich thu es gerne,"
Und schrieb was er begangen;
Der Heilige sah von ferne
Das Blatt die Zeichen empfangen.

Er schriebs mit wenigen Worten,
Bat Gott, ihm Gnade zu senden.
Nun stand Egidius dorten
Und hielt das Blatt in den Händen.

Er mocht es wenden und drehen,
Er fand da nichts geschrieben:
„Ist hier ein Wunder geschehen,
Oder hast du Spott getrieben?"

„Nicht hab ich Spott getrieben,
Es ist ein Wunder geschehen!
Ich hatt' es deutlich geschrieben
Und nun ist nichts mehr zu sehen." —

„Du schriebst, ich kann es bewähren,
Und sieh, die Schrift ist verschwunden:
Dir haben die reuigen Zähren
Im Himmel Gnade gefunden.

„Sie haben dein Herz von Sünde,
Dies Blatt von Sünde gereinigt.
Indem ichs ahnend verkünde,
Hat neue Schrift es bescheinigt."

Der Kaiser sah erfreuet,
Da stands mit himmlischen Zügen:
„Du hast die Sünde bereuet,
Gott läßt sich der Reue genügen."

Karl Simrock.

Graf Johann von Wertheim.

„Zieht nicht zum Waidwerk, Graf Johann,
Denn heilig ist der Tag des Herrn!
Wohl winkt verlockend jener Tann,
Doch Graf, bleibt heut dem Waidwerk fern!"

Der junge Tag ist hell erwacht,
Aus fernem Grün blickt Hirsch und Reh,
Die Kuppen glüh'n in Frührothspracht:
„„Ade, Herr Burgkaplan, ich geh'!""

Und rüstig eilt der Graf hinaus,
Und tiefer dringt er in den Forst.
„„Bring' ich denn heute Nichts nach Haus?
Bergt Alles heut' der sichre Horst?""

Schon glüht die Sonn' um Mittagszeit,
Dem Grafen brennt's um Stirn und Brust!
„„Ein kühler Brunnen fließt nicht weit,
Da trink' ich draus — willkomm'ne Lust!

Willkomm'ner Trunk, bald labst du mich!
Mir lieber jetzt als Milch und Wein!""
Wie fern der Graf den Wald durchstrich,
Versiegt ist Born und Brünnelein.

Als hätte Wochenlang kein Thau
Den wilden Spessart mehr getränkt,
Nie einer Wolke nächtig Grau
Der Flur ihr feuchtes Naß geschenkt,

So dürr liegt Alles — wilder stets
Glüht Sonnenglut, todt starrt die Rund'
Und wie ein Höllenbrodem weht's
Qualmig aus Thal und Felsengrund.

Verschmachtend sinkt der Jäger hin
Auf glühem Stein fern jedem Pfad,
Da greift's ihm plötzlich Herz und Sinn:
„„Verzeih', o Gott, mir, was ich that!

Gerecht bestrafst du, Herr: Ich nahm
Was dein ist — dieser Tag ist dein!
Doch sieh die Reue, sieh die Scham:
Laß mich nicht untergehn in Pein!

Du hast ja Boten — sende mir
Nur einen Tropfen."" — Süßer Sang
Zieht fernher durch das Waldrevier
Jetzt nah' — 's ist Sonntagsglockenklang!

„„Ist dies dein Bote? Ja ich komm',
Ich folge dir, geweihter Laut!""
Gekräftigt springt er auf und fromm
Hat er dem Himmelston vertraut,

Der vor ihm herflog, wunderbar,
Bald durch die Lichtung, bald durch's Grün,
Drei Schritte noch und blau und klar
Wallt dort der Bach und Wellen blüh'n,

Und Wellen winken, hier im Born
Trinkt Leben sich der todte Mann;
Nie klang ferner ein Jägerhorn,
Zog Sonntagsläuten durch den Tann.

Alex. Kaufmann.

Der Ring.

Ein Pilger kniet im Abendstrahle
Am Kreuz, das auf der Brücke steht,
Um sein Gesicht, das ernste fahle
Der Wintersturm gar eisig weht.
Der Blick ist stier, die hohle Wange
Umspielet Schlangen gleich das Haar:
Ein Büßer ist es, der schon lange
Der Heimath Flur entfremdet war.

In Metz stand seiner Jugend Wiege,
Entsprossen war er edlem Blut,
Er focht in manchem wilden Kriege
Bekundend seinen Heldenmuth.
Doch sank — von Höllenmacht verblendet —
Der Bruder einst von seinem Schwert;
Da war des Ritters Bahn vollendet,
Zur Reue hatt' er sich gekehrt.

Und als er schaut im Abendlichte
Voll Thränen auf der Mosel Fluth,
Da hat ein wunderbar Gesichte
Ihm eingehauchet neuen Muth.
Ein Engel reicht, von lichtem Glanze
Umflossen, ihm gar freundlich mild
Die Palme von dem Sternenkranze,
Wo ew'ger Liebe Born entquillt.

Da hebt er freudig auf die Hände
Und ruft: „o Gott! kannst du verzeih'n,
So künd' es mir vor meinem Ende,
Der Buße will ich stets mich weih'n.
Und diesen Ring, den ich entzogen
Des Bruders Hand, den schleud're hier
Ich hoffend in die dunklen Wogen,
Als Zeichen gib zurück ihn mir!"

Drauf in der Mosel Fluth versenket,
Hat er den Ring, dann reuerfüllt
Zur Stadt er seine Schritte lenket,
Zum Kloster, betend fromm und mild.
Dort glänzt er durch bescheid'nes Wesen,
Daß ihn der Trierer Volk verehrt,
Und bald zum Bischof ihn erlesen
Weil er der höchsten Würde werth.

Und als er einst im reichen Prangen
Zurückgekehret vom Altar,
Ein Fischer grüßend kommt gegangen
Und reicht ihm eine Gabe dar.
„Ein Fisch ist's, Herr! Ihr mögt verzeihen,
Solch' Fang ward nimmer mir verlieh'n,
Und wollt Ihr Euern Knecht erfreuen
So nehmt der Ehrfurcht Zeichen hin."

Als drauf der Koch den Fisch zertheilet,
Erglänzt ein Ring gar klar und hell,
Und kündend, was geschehen, eilet
Der Mann zu seinem Bischof schnell;
Der ruft, als er den Ring erblicket
Voll hoher Freude weinend aus:
„Den hat der Himmel mir geschicket
Und Gnade wird nun meinem Haus."

„Er nahm von mir die schwere Fehle,
Die Reue sühnte meine Schuld,
Ihn preise dankend meine Seele,
Weil ich gewürdigt neuer Huld."
Spricht's, kniet nieder zum Gebete,
Sein Haupt leis' auf die Schulter sinkt,
Und zaubrisch klar die Abendröthe
Im Angesicht des Todten blinkt.

N. Hocker.

Bischof Anno.

Sankt Anno, Bischof Köln's, wo zielst du hin?
Willst du der heil'gen Stadt ihr Recht entziehn?

„Sie hat's verwirkt," so sprach der strenge Mann:
„Ich stumpf' es, daß es nicht mehr schaden kann

Das Horn der Kuh ist allzu spitz und scharf,
Die übern Zaun den eignen Herren warf.

Mit Müh erstand ich von dem schweren Fall:
Gebunden steht sie jetzt in meinem Stall.

Ein edles Roß bezwingt Gebiß und Zaum,
Wie es sich bäumt und knirscht und spritzt den Schaum.

Ich, Salz der Erde, sollt' ich werden dumm?
Den Baum, der keine Frucht trägt, hau ich um."

So sprach der Bischof, und in Knechtgestalt
Gehorcht ihm Köln durch Furcht und durch Gewalt.

Doch als er siech ward und zu sterben kam,
Ein heil'ger Engel seine Seele nahm,

Führt ihn in einen königlichen Saal,
Von Perl' und Gold die Wände nirgend kahl,

Da war Gesang und wonnigliches Spiel
Und aller Himmelsfreuden überviel.

Bischöfe saßen da in vollen Reihn,
Und jedem schien vom Haupt der Heil'genschein.

Da saß mit Petri Stabe Sankt M a t e r n,
Der Jünger des Apostels unsers Herrn.

An S e v e r i n sah K u n i b e r t empor
Und H i l d e b o l d, den Kaiser Karl erkor.

Bei Bischof B r u n o, König Heinrich's Sohn,
Empfing Sankt H e r i b e r t den Himmelslohn.

Sankt Anno's Vorfahr, H e r r m a n n, saß zuletzt;
Doch neben ihm ein Stuhl war unbesetzt.

Wie freute sich Sankt Anno, das zu sehn!
Er sah den Stuhl zu seiner Ehre stehn.

Wie gerne säß' er in der sel'gen Schaar!
Den lieben Stuhl ergriff er gern fürwahr;

Dazu nicht gönnten ihm die Fürsten Fug,
Weil vor der Brust er einen Flecken trug.

Auf stand der Herren einer, hieß Arnald,
Als Bischof hatt' er einst zu Worms Gewalt:

Der nahm Sankt Anno freundlich bei der Hand,
Beiseit mit süßer Red' er ihn bestand:

„Mann Gottes, tröste dich, und wisse nun
Noch diesen garst'gen Fleck hinweg zu thun:

Fürwahr dir ist der ewige Stuhl bereit,
Willkommen du bist uns in kurzer Zeit,

Doch hier verbleiben jetzo kannst du nicht,
Dir zeigte Christus darum das Gesicht,

Damit du sähst, wie lauter und wie rein,
Ein Herz, daß er hier dulde, müsse sein.

Geh und bedenke deiner Seele Heil:
Welch herrlich Leben wird dir bald zu Theil!"

Das fiel dem Bischof Anno schwer auf's Herz,
Daß er sich sollte wenden erdenwärts.

Nicht um die Welt, wenn man ihn nicht verstieß,
Entsag er jetzt dem schönen Paradies.

Als aus dem Schlaf Sankt Anno war erwacht,
Was ihm zu thun blieb, hatt' er bald erdacht.

Den Kölnern schenkt' er wieder seine Huld,
Und sprach sie los von schwerer Sünden Schuld.

Er gab ihr Recht der heil'gen Stadt zurück
Und mehrt' es noch um manches wicht'ge Stück.

Da war der schwarze Fleck hinweggethan,
Und wie ein Goldstern fuhr er himmelan.

Karl Simrock.

Gualterus van Meer.

Es tanzt ein Schiff, geschmückt mit Wimpeln,
Gen Island durch die Meeresfluth;
Auf ihm erschallen Geigen, Cymbeln
Und Jubelruf, der nimmer ruht.

Dort sitzt auf polsterweichem Stuhle
Am Mast Gualterus van Meer
Und scherzt mit einer frechen Buhle
Und trinkt oft seinen Becher leer.

Schnell, wie dahin Orkane fahren,
Naht ihm ein Fahrzeug mit Gewalt;
D'rauf ist ein Neger zu gewahren,
Pechschwarz und teuflisch von Gestalt.

Aus seinem Auge sprühen Blitze
Und drohend hebt er seine Hand;
Es bebt van Meer auf seinem Sitze
Und hüllt sich bang' in sein Gewand.

Doch muthig ruft der Mann am Steuer
Dem Neger über Bord hinaus:
„Was trieb vom Krale, Dir so theuer,
Dich fort in's wilde Fluthgebraus?

Bist Du mit Schätzen reich beladen,
So führe sie nach Albion;
An Islands öden Eisgestaden
Harrt deiner nicht des Handels Lohn."

Da spricht der Neger unter Grinsen:
„Nicht nach Gewinn schiff' ich durch's Meer;
Von Waaren, die sich reich verzinsen,
Sind meines Fahrzeugs Räume leer.

Von Gent den Prädikantenpater,
Der sich verscherzt des Höchsten Huld,
Den führ' ich zu des Hekla Krater,
Zu strafen ihn ob seiner Schuld."

van Meer hat kaum das Wort vernommen,
So ruft er bleich dem Steuermann:
„Laß nicht zum Flammenberg uns kommen,
Kehr' um, land' in der Heimath an!"

Und weg von sich stößt er die Dirne
Und schleudert fort den Weinpokal,
Und sich bekreuzend Brust und Stirne,
Spricht er Gebete sonder Zahl.

So landet er im Heimathsporte,
So wallt er baarfuß stundenweit
Nach Leyden zu des Klosters Pforte,
Des Sanct Franziskus' Dienst geweiht.

Dort schwört er Jesu Christo Treue,
Der strafend noch den Sünder liebt,
Und ihm, wenn ernstlich seine Reue,
Barmherzig alle Schuld vergibt.

Adolf Bube.

Die Kirche zu Oberstein.

Habt ihr gesehn das Kirchlein ragen
An jäher Wand, so knapp gebaut,
Und drüber hoch die Wolken jagen
Um's Ritterschloß, im Sturm ergraut,
Und unten tief die Hütten zagen,
Vom droh'nden Felsen überschaut,
So hat ein unbekanntes Bangen,
Ein heimlich Grauen euch umfangen.

Da war's, wo auf den höchsten Zinnen,
Um Mitternacht, am Felsenhang,
In Wuth der Eifersucht von Sinnen,
Der Bruder mit dem Bruder rang,
Und ihn in gräßlichem Beginnen
Hinaus weit in die Lüfte schwang,
Daß es im Abgrund hallend gellte,
Wo sein Gebein am Fels zerschellte.

Der Hall erstarb und Kain erwachte;
Ein grimmer Wahnsinn riß ihn fort;
O daß ihn ew'ger Schlaf umnachte:
Die schwerste That ist Brudermord.
Wohin er floh, es kroch ihm sachte
Die Schlange nach von Ort zu Ort,
Und könnt' er mit dem Blitz entweichen,
Sie würde dennoch ihn erreichen.

„O könnt' ich aus dem Grabe wühlen
Mit blut'ger Hand sein pochend Herz!
Ich wollt' an seinen Wangen kühlen
Der bangen Seele Flammenschmerz,
In seinem Arm Vergebung fühlen,
Den Blick gerichtet himmelwärts!
Nein nein, hinweg, du Geist, erwache,
Erwache nicht, du schreist um Rache."

So wankt er fort von Haus zu Hause,
Von Land zu Land mit irrem Schritt.
Der Wüste Sand, des Meer's Gebrause,
Die waren Zeugen, was er litt;
Bis ihm daheim in stiller Klause
Die Tröstung sprach ein Eremit:
„Zieh hin und thue sonder Zagen,
Was dir im Traum der Geist wird sagen."

Und müde warf in düst'rer Kammer
Der Müde sich nach irrem Lauf.
Er schlief und schlug zum neuen Jammer
Beim Morgenstrahl die Augen auf; —
Doch nein, mit Meißel und mit Hammer
Klomm er die Felsenwand hinauf;
Wo kaum ein Adler mag sich halten,
Da fing er an den Stein zu spalten.

Der widerstrebte seinem Fleiße,
Kein Sprünglein riß, kein Stücklein brach,
Doch droben saß in seinem Schweiße
Er einsam pochend Tag für Tag;
Und endlich gab der Marmor leise
Den stets erneuten Schlägen nach,
Und wie die Lücke sich erweitert,
Erscheint sein trüber Blick erheitert.

Ein Quell entsprang der Felsenwunde;
Er wusch den Schweiß vom Angesicht,
Und trank daraus mit heißem Munde;
Wer gönnet ihm dies Labsal nicht?
Doch in des Herzens tiefstem Grunde
Ging jetzt ihm auf ein Friedenslicht:
Es war, als hätt' er neue Taufe
Empfangen aus der Felsentraufe.

Erhöhte Kraft durchdrang die matten
Zerschlag'nen Glieder frisch und mild:
Sein Riesenwerk es ging von Statten,
Der Stein erlag, ob starr und wild;
Und in der Höhlung weitem Schatten
Da ragte bald ein Christusbild,
Und eh' ein halbes Jahr vergangen,
Sah man das Kirchlein droben prangen.

Doch als zum ersten Festvereine,
Hinauf das Volk in Schaaren lief,
Da lag er still im Kerzenscheine
Des reichen Hochaltars und schlief,
Und als der Diener der Gemeine
Ihn dreimal sanft beim Namen rief,
Da war in sehnendem Verlangen
Er schon zum Bruder heimgegangen.

G. Pfarrius.

Sünder haben nach dem Tode keine Ruhe.



Der ungetreue Baumeister.

Der Meister der es einst erbaut,
Umwandelt still zur Geisterstunde
Das alte Fürstenschloß und schaut,
Ob es noch steht auf festem Grunde.

Und wenn er spähend nun erkannt,
Daß fest noch steht des Schlosses Mauer,
Da flucht er seiner Meister Hand,
Die es erbaut zu solcher Dauer.

Und ängstlich huscht er hin und her
Und kratzt und klaubt an jeder Blöße,
Und fort und fort ist sein Begehr,
Wie er den Stein vom Mörtel löse.

Da naht des Hauses Schützerin;
Die weiße Frau mit stillem Drohen
Und störet ihn in dem Beginn
Und alsobald ist er entflohen.

Der Meister, der es einst erbaut,
Das Schloß mit seinen Felsenwänden,
Dem ward ein großer Schatz vertraut,
Damit er soll den Bau vollenden.

Er aber ward am Schatz zum Dieb
Und barg verzagt, was er entwendet
Im tiefen Fundament. Es blieb
Der Bau des Schlosses unvollendet.

Zur Hälfte steht es auf dem Platz,
Ein Riesenwerk das ewig dauert;
Zur andern Hälfte liegt der Schatz
Im tiefen Fundament vermauert.

Und als die Straf' ihn nun bedroht,
Da wandt er sich und floh von hinnen,
Doch seinem Richter nach dem Tod,
Dem konnt' der Meister nicht entrinnen.

Nicht früher kann er seinem Haupt
Im stillen Grabe Ruh' erwerben,
Bis daß der Schatz, den er geraubt,
Gekommen an den rechten Erben.

Um Mitternacht muß er herauf,
Muß seiner Hände Werk verfluchen,
Und muß hinunter und hinauf
Die Mauern zu zerbröcklen suchen.

Des Hauses Ahnfrau aber wehrt
Des Meisters unheilvollem Streben;
Denn wenn der Schatz zurückgekehrt,
Dann wird der letzte Erbe leben.

Dann ist das alte Fürstenschloß
Zerstört in seinen Fundamenten;
Und mit des Hauses letztem Sproß
Wird das Geschlecht der Ahnfrau enden.

Sie aber, die es schützet, muß
Für schwer zu sühnendes Verschulden
Hinunter nach des Himmels Schluß
Und bitt're Höllenqual erdulden.

Was er zu stürzen ist bedacht,
Sucht ängstlich jene zu erhalten,
Das ist zur stillen Mitternacht
Der Geister grauenvolles Walten.

C. Merck.

Der Bürgermeister von Köln.

Finster ist die Mitternacht,
Wolken ziehen trüb und trüber,
Wilder Schauer saust vorüber,
Alles ruht, Verrath nur wacht.

Horch, mit einem Mal es dröhnt,
Wagenräder hört man rasseln,
Hufen auf dem Estrich prasseln,
Eine Peitsche laut ertönt.

Schwarzer als die Nacht die Roſſ',
Stampfen sie einher im Düstern,
Feuer schnaubet aus den Nüstern,
Aus den Augen tellergroß.

Wagen ist von hellem Feuer,
Seine Flammenräder sprühen,
Seine Flammenpolster glühen,
Kutscher ist ein Ungeheuer.

Auf den Polstern, auf der Bank,
Von den Gluthen grell umschimmert,
Einer seufzet, einer wimmert,
Gräßlich ist der Qualendrang.

Er war Bürgermeister eh,
Wollte da die Stadt verrathen,
Arger Lohn folgt argen Thaten,
Ach, unendlich ist sein Weh.

Viermal fährt er jedes Jahr
Rund in der Gespensterstunde,
Aufwärts aus dem Höllenschlunde,
Sträubt des muth'gen Wandrers Haar.

Simrock's Rheinsagen.

Des Amtmanns Spuk auf der wahner Heide.

Um Mitternacht am Moore hält Wagen und Gespann,
Dann steiget aus dem Rohre ein langer hagrer Mann,
Die Wangen, die knochigen, bleichen, umwogt von Perücken-
gekraus,
Moornebel zu vergleichen vor tiefem Dunkelgraus.

Dazwischen die Unkenaugen, die matten, so stier, so hohl
Gleich Blasen auf giftigen Laugen — ihr Blick er thut nicht
wohl!
Im Rothrock mit goldnen Borten, in der Hand den Treffenhut,
Noch hemmt er mit keifenden Worten der scharrenden Renner-
Gluth.

Dann springt er in die Karosse, faßt Zügel und Peitsche
geschwind,
Ausgreifen, es fliegen die Rosse dahin wie der Wirbelwind.
Es füllt des Wagens Gepolter der Haide nächtlichen Raum,
Ginster und Wachholder rühren Rad und Hufschlag kaum.

Vorüber dem Sumpfe dem faulen, hinüber den wirbelnden Sand,
Durch Sträuche, durch Gräben und Kaulen, vorüber der Waldung Rand.
Das Kaninchen von der Achse Getrommel geschreckt in die Höhle flieht,
Die Taucher, der Spatz, der Dommel sie entflattern schreiend dem Ried.

Die Eulen an dem Raine sie fliegen mit sausendem Flug,
Das Irrlicht mit flackerndem Scheine es schließet sich an den Zug.
Viel dunkle wirre Gestalten sie folgen der Kaross',
Sie jagen den Amtmann den Alten, sie scheuchen das flüchtige Roß.

Auf ferner Straße lauschen fremde Wanderer in Nacht,
Sie wähnen, daß Mühlen rauschen, daß fern ein Pochwerk kracht;
Der Landmann schließt Thür und Fenster und betet mit seinem Haus,
Daß ihm nicht nahe der Gespenster nächtlicher wilder Graus.

Er weiß, daß im Grabesgrunde dem Frevler nicht Rast und Ruh,
Die Kinder hören der Kunde vom bösen Amtmann zu.
Das ist keine Fahrt zur Freude — Gott bewahr' uns Alle davor!
Es ist auf der wahner Haide des todten Amtmanns Rumor.

Montanus.

Der fliegende Holländer.

Es peitscht der Sturm die Wellen so wild
Und jagt das Schiff mit Macht.
Blitz hellt das Dunkel — doch kein Bild,
Kein Sternbild blickt durch die Nacht.

Was auf dem Schiffe Leben hat,
Das hilft an Segel und Mast.
Weh', wenn die brausende Welle sich naht,
Die wüthend den Lebenden faßt.

Sie schlägt von der einen Seite heran
Und wirft sich über den Bord
Und nimmt den vergeblich sich sträubenden Mann
Als einen Todten mit fort.

Der Sturm braus't laut und lauter auf,
Die Segel sind noch nicht herein.
Wer klettert die schwankenden Leitern hinauf
Und zieht die flatternden Segel ein?

Da ras't der Sturm so wüthend schnell
Und beugt und bricht den Mast.
Es leuchtet dazu so gelb und hell,
Der Blitz, der unheimliche Gast.

Und immer wilder und wilder wühlt
Das aufgeregte Meer.
Der Sturm ist's, der kein Erbarmen fühlt,
Und das Schiff schleudert hin und her.

Da — da — und weggespült ist das Boot,
Nun Alles verzweifeln muß,
Sie beten — sie fluchen in banger Noth
Und lösen Schuß auf Schuß.

Da zischet der Blitz noch einmal über's Meer,
Und zeigt den dräuenden Felsenriff.
Halt an! seht dort, was rauscht daher
Mit vollen Segeln? Es ist ein Schiff!

Sie rufen, sie schießen, es kommt heran,
Durchkreuzet rasch die wüthende See.
Jetzt sehen sie es Alle — jetzt langt es an —
Es ist der fliegende Holländer, weh!

Das Schiff so schwarz, und die Masten so,
Die Segel so schwarz, wie der Tod;
Am Steuer der Böse, lacht schadenfroh
Ob der armen Schiffbrüchigen Noth.

Der Donner rollt, der Blitz löscht aus,
Und an den Himmel schlägt ihr Geschrei;
Das Beten, das Fluchen, — Angst und Graus —
Und der fliegende Holländer jagt vorbei.

Die Sonne scheint auf's weite Meer,
Sie bringt den Morgen still herauf;
Die Wellen fluthen ruhig her,
Die Fische tauchen spielend auf.

Verstummt ist der Armen banges Geschrei;
Gerad' in derselben Zeit und Stund',
Als der fliegende Holländer jagt vorbei,
Da ging das arme Schiff zu Grund.

O. L. B. Wolff.

Der wilde Jäger.

Der Wild- und Rheingraf stieß in's Horn:
„Halloh, halloh zu Fuß und Roß!"
Sein Hengst erhob sich wiehernd vorn;
Laut rasselnd stürzt ihm nach der Troß;
Laut klifft und klafft es, frei vom Koppel,
Durch Korn und Dorn, durch Haid und Stoppel.

Vom Strahl der Sonntagsfrühe war
Des hohen Domes Kuppel blank.
Zum Hochamt rufte dumpf und klar
Der Glocken ernster Feierklang.
Fern tönten lieblich die Gesänge
Der andachtsvollen Christenmenge.

Risch rasch! quer übern Kreuzweg ging's,
Mit Horridoh und Hussasa,
Sieh da! sieh da! kam rechts und links
Ein Reiter hier, ein Reiter da!
Des Rechten Roß war Silberblinken,
Ein Feuerfarbner trug den Linken.

Wer waren Ritter links und rechts?
Ich ahnd' es wohl, doch weiß ich's nicht.
Lichthehr erschien der Reiter rechts,
Mit mildem Frühlings=Angesicht.
Graß, dunkelgelb der linke Ritter
Schoß Blitz vom Aug' wie Ungewitter.

„Willkommen hier zu rechter Frist,
Willkommen zu der edeln Jagd!
Auf Erden und im Himmel ist
Kein Spiel, das lieblicher behagt." —
Er rief's, schlug laut sich an die Hüfte,
Und schwang den Hut hoch in die Lüfte.

„Schlecht stimmet deines Hornes Klang,"
Sprach der zur Rechten sanften Muth's,
„Zu Feierglock und Chorgesang.
Kehr um! Erjagst dir heut nicht's Gut's.
Laß dich den guten Engel warnen,
Und nicht vom Bösen dich umgarnen!"

„Jagt zu, jagt zu, mein edler Herr!"
Fiel rasch der linke Ritter drein.
„Was Glockenklang? was Chorgeplärr?
Die Jagdlust mag euch baß erfreu'n;
Laßt mich, was fürstlich ist, euch lehren,
Und euch von jenem nicht bethören! —

Ha! wohlgesprochen, linker Mann!
Du bist ein Held nach meinem Sinn,
Wer nicht des Waidwerks pflegen kann,
Der scher an's Paternoster hin!
Mag's, frommer Narr dich baß verdrießen,
So will ich meine Lust doch büßen."

Und hurre, hurre vorwärts ging's,
Feld ein und aus, Berg ab und an.
Stets ritten Reiter rechts und links
Zu beiden Seiten neben an.
Auf sprang ein weißer Hirsch von ferne
Mit sechszehnzackigem Gehörne.

Und lauter sties der Graf ins Horn;
Und rascher flogs zu Fuß und Roß;
Und sieh! bald hinten und bald vorn
Stürzt einer todt dahin vom Troß.
„Laß stürzen! Laß zur Hölle stürzen!
Das darf nicht Fürstenlust verwürzen."

Das Wild duckt sich in's Aehrenfeld
Und hofft da sichern Aufenthalt.
Sieh da! ein armer Landmann stellt
Sich dar in kläglicher Gestalt.
„Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
Verschont den sauern Schweiß der Armen!"

Der rechte Reiter sprengt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Frevelmuth,
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Hinweg du Hund!" schnaubt fürchterlich
Der Graf den armen Pflüger an,
„Sonst hetz' ich selbst, beim Teufel dich!
Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Zum Zeichen, daß ich wahr geschworen
Knall' ihm die Peitschen um die Ohren."

Gesagt, gethan! Der Wildgraf schwang
Sich über'n Hagen rasch voran,
Und hinter her bei Knall und Klang,
Der Troß mit Hund und Roß und Mann.
Und Hund und Mann und Roß zerstampfte,
Die Halmen, daß der Acker dampfte.

Vom nahen Lärm emporgescheucht,
Feld ein und aus, Berg ab und an
Gesprengt, verfolgt doch unerreicht,
Ereilt das Wild des Angers Plan;
Und mischt sich, da verschont zu werden,
Schlau mitten zwischen zahme Heerden.

Doch hin und her, durch Flur und Wald
Und her und hin, durch Wald und Flur,
Verfolgen und erwittern bald
Die raschen Hunde seine Spur.
Der Hirt, voll Angst für seine Heerde
Wirft vor dem Grafen sich zur Erde.

„Erbarmen, Herr, Erbarmen! Laßt
Mein armes, stilles Vieh in Ruh!
Bedenket, lieber Herr, hier graſ't
So mancher armen Wittwe Kuh.
Ihr Eins und Alles spart der Armen!
Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!

Der rechte Reiter sprengt heran
Und warnt den Grafen sanft und gut,
Doch baß hetzt ihn der linke Mann,
Zu schadenfrohem Frevelmuth.
Der Graf verschmäht des Rechten Warnen
Und läßt vom Linken sich umgarnen.

„Verweg'ner Hund, der du mir wehrst!
Ha, daß du deiner besten Kuh
Selbst um- und angewachsen wärst
Und jeder Vettel noch dazu!
So sollt es baß mein Herz ergötzen
Euch stracks in's Himmelreich zu hetzen.

„Halloh, Gesellen, drauf und dran!
Jo! doho! Hussasassasa!“ —
Und jeder Hund fiel wüthend an
Was er zunächst vor sich ersah.
Bluttriefend sank der Hirt zur Erde,
Bluttriefend jedes Stück der Heerde.

Dem Mordgewühl entrafft sich kaum
Das Wild mit immer schwächerm Lauf;
Mit Blut besprengt, bedeckt mit Schaum,
Nimmt jetzt des Waldes Nacht es auf.
Tief birgt sich's in des Waldes Mitte,
In eines Klausners Gotteshütte.

Risch ohne Rast mit Peitschenknall,
Mit Horridoh und Hussasa,
Und Kliff und Klaff und Hörnerschall,
Verfolgt's der wilde Schwarm auch da.
Entgegen tritt mit sanfter Bitte
Der fromme Klausner vor die Hütte.

„Laß ab, laß ab von dieser Spur!
Entweihe Gottes Freistatt nicht!
Zum Himmel ächzt die Kreatur
Und heischt von Gott dein Strafgericht.
Zum letztenmale laß dich warnen
Sonst wird Verderben dich umgarnen!“

Der Rechte sprengt besorgt heran,
Und warnt den Grafen sanft und gut.
Doch baß hetzt ihn der linke Mann
Zu schadenfrohem Uebermuth.
Und wehe! Trotz des Rechten Warnen
Läßt er vom Linken sich umgarnen!"

„Verderben hin! Verderben her!
Das", ruft er, „macht mir wenig Graus.
Und wenn's im dritten Himmel wär,
So acht' ich's keine Fledermaus.
Mag's Gott und dich, du Narr verdrießen;
So will ich meine Lust doch büßen!"

Er schwingt die Peitsche, stößt in's Horn:
„Halloh Gesellen, drauf und dran!"
Hui! schwinden Mann und Hütte vorn,
Und hinten schwinden Roß und Mann;
Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
Verschlingt auf einmal Todtenstille.

Erschrocken blickt der Graf umher;
Er stößt in's Horn, es tönet nicht;
Er ruft und hört sich selbst nicht mehr;
Der Schwung der Peitsche sauset nicht;
Er spornt das Roß in beide Seiten
Und kann nicht vor-, nicht rückwärts reiten.

Drauf wird es düster um ihn her,
Und immer düst'rer wie ein Grab.
Dumpf rauscht es, wie ein fernes Meer.
Hoch über seinem Haupt herab.
Ruft furchtbar, mit Gewittergrimme,
Dies Urtheil eine Donnerstimme:

„Du Wüthrich, teuflischer Natur,
Frech gegen Gott und Mensch und Thier!
Das Ach und Weh der Kreatur,
Und deine Missethat an ihr
Hat laut dich vor Gericht gefodert,
Wo hoch der Rache Fackel lodert.

Fleuch, Unhold, fleuch und werde jetzt
Von nun an bis in Ewigkeit
Von Höll' und Teufel selbst gehetzt!
Zum Schreck der Fürsten jeder Zeit,
Die, um verruchter Lust zu frohnen,
Nicht Schöpfer noch Geschöpf verschonen!"

Ein schwefelgelber Wetterschein
Umzieht hierauf des Waldes Laub.
Angst rieselt ihm durch Mark und Bein;
Ihm wird so schwül, so dumpf und taub.
Entgegen wühlt ihm kaltes Grausen,
Dem Nacken folgt Gewittersausen.

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust;
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! will sie ihn beim Wirbel packen;
Hui! steht sein Angesicht im Nacken.

Es flimmt und flammt rund um ihn her
Mit grüner, blauer, rother Glut;
Es wallt um ihn ein Feuermeer,
Darinnen wimmelt Höllenbrut.
Jach fahren tausend Höllenhunde
Laut angehetzt empor vom Schlunde.

Er rafft sich auf durch Wald und Feld,
Und flieht laut heulend Weh und Ach,
Doch durch die ganze weite Welt
Rauscht bellend ihm die Hölle nach,
Bei Tag tief durch der Erde Klüfte,
Um Mitternacht hoch durch die Lüfte.

Im Nacken bleibt sein Antlitz steh'n,
So rasch die Flucht ihn vorwärts reißt;
Er muß die Ungeheuer seh'n,
Laut angehetzt vom bösen Geist;
Muß seh'n das Knirschen und das Jappen
Der Rachen, welche nach ihm schnappen. —

Das ist des wilden Heeres Jagd,
Die bis zum jüngsten Tage währt,
Und oft den Wüstling noch bei Nacht
Zu Schreck und Graus vorüber fährt.
Das könnte, müßt' er sonst nicht schweigen,
Wohl manchen Jägers Mund bezeugen. —

Bürger.

Der Feuermann.

Unheimlich finster ist die Nacht,
Am Himmel leuchtet kein Stern;
Hier an der Stelle nimm dich in Acht,
Man flieht sie im Dunkeln gern;
Dort ragen die Trümmer vom alten Haus
Zerbrochen in die Luft,
Das Nachtgevögel fliegt ein und aus,
Der Marder hat drin seine Kluft.

Und hinten über dem schwarzen Teich,
Da flüstert es leis im Rohr,
O wären wir aus dem verfluchten Bereich!
O wären wir fern dem Moor!
Herr Gott, da ist der Feuermann!
Aus dem Schilfe taucht er herauf;
Er schaut uns mit flammenden Augen an
Und umkreist uns in weitem Lauf.

O schlage ein Kreuz und sag' ein Gebet,
Ein Vaterunser sprich!
O, wie er sich wirbelt, o, wie er sich dreht,
Er hält nicht dem Segen Stich!
„Die guten Geister loben Gott!"
Schau' zu, das thut ihm Leid!
Noch einmal tanzt er herauf zum Spott —
Jetzt schwindet er blaß und weit. —

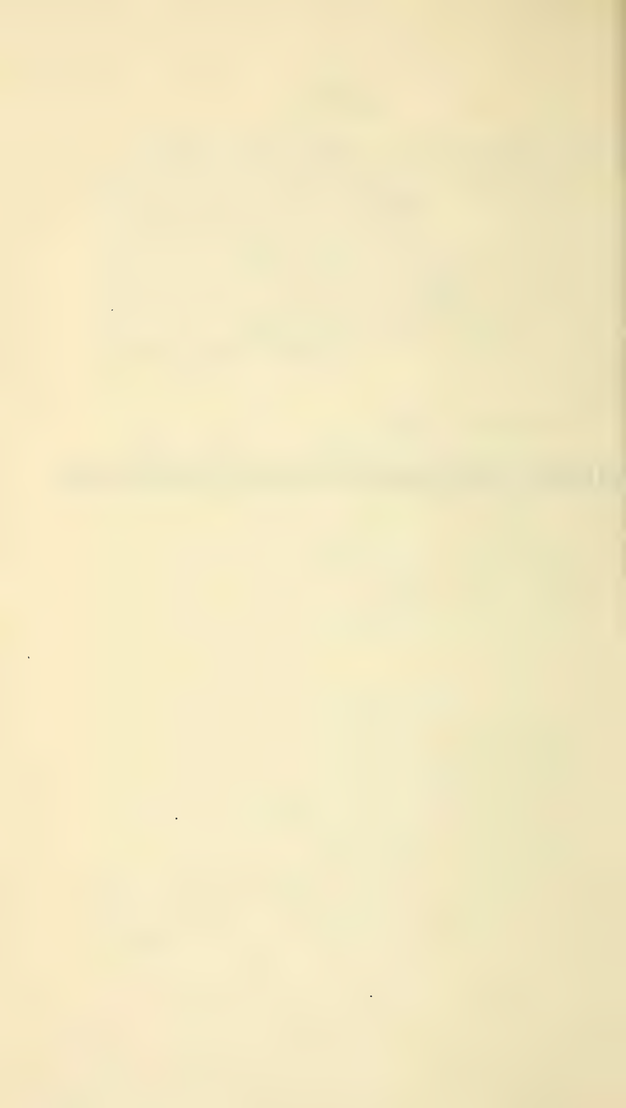
So bete ein Ave Maria noch leis,
Das scheuchet den Spuk uns fort,
Jetzt tritt er nicht mehr in unsern Kreis,
Jetzt sprechen wir wieder ein Wort.
Das war ein reicher Mann vor Zeit,
Ein Bauer mit Geld und Gut;
Doch wuchert' und schund er weit und breit
Die Leute bis auf das Blut.

Und Nächtens, da schritt er durch die Flur,
Gränzsteine hat er verstellt;
Dem Nachbar ward kleiner der Acker nur,
Doch wuchs ihm Wiese und Feld.
Er starb, so wie er lebte, verrucht,
So kam das Gottesgericht;
Seine Seele ward zum Wandern verflucht
In der Nacht als irres Licht.

Dem Himmel sei Dank, nicht lockt er uns weit
In den dunkeln Sumpf hinab; —
„Ueb immer Treu und Redlichkeit,
Bis an das kühle Grab!“
Nun steigt auch der Mond am Hügel empor;
Dort liegt das Dorf auf dem Plan;
Durch die Bäume glühen die Lichter hervor
Und die Hunde schlagen an.

Wolfg. Müller.

Macht des Glaubens und Vertrauens.



Der Neck.

Der Morgenwind im Schilfe rauscht,
Die Sonne glänzt so golden.
Der Vogel fliegt, der Falter wiegt
Sich auf den Blüthendolden.

Da steiget aus der Fluth der Neck,
Seerosen in den Haaren.
Im duft'gen Gras vom Thaue naß
Sieht er, wie Schiffe fahren.

Und als sein Lied der Fischer singt
Regt er der Harfe Saiten.
Es klingt erst leis' die süße Weis'
Wie Glockentöne gleiten.

Dann schwillt sie immer mächt'ger an,
Weit höret man sie klingen,
Fern durch den Wald die Harfe schallt,
Dazu das helle Singen.

Der Hirte mit der Heerde lauscht,
Der Weidmann mag nicht pirschen.
Der Klausner naht, auf grünem Pfad
Stehn Rüden bei den Hirschen.

Des Köhlers Kind aus dunklem Tann
Vom Klang betroffen, eilet
Weit durch die Schlucht bis an die Bucht
Wo dieser Sänger weilet.

Es lauscht entzückt dem Wunderschall
Und knieet an der Erden.
Da ruft der Hirt: „der Harfner wird
Doch nimmer selig werden.

Und säng' er auch ein Engelslied
Das alle Welt erfreuet;
Im dunklen Grund schlägt nie die Stund'
Die ihn vom Fluch befreiet."

Jäh ist verstummt des Armen Sang,
Im Aug' die Thräne blinket.
Aus seinem Arm im stummen Harm
Die Harfe niedersinket.

Der Klausner sieht den heißen Schmerz,
Er knieet vor dem Bilde
Des Heilands hin, Gebete glühn
Zum Urquell aller Milde:

„O, führ' ihn ein zur Seligkeit,
Lang mußt' er sich gedulden.
Sieh' an auf's neu die tiefe Reu,
Erlös' ihn von den Schulden."

Und wie das Wort entfloh'n dem Mund,
Die Harfe wieder klinget.
Ein Jubelklang, ein Dankgesang,
Sich in die Lüfte schwinget.

Das Aug' des Neck erglänzet hell,
Der Kranz von gold'nen Rosen
Scheint klar und licht, um sein Gesicht
Drin Frühlingslüfte kosen.

Noch einmal braust ein voller Ton
Laut zu den Wolkenhöhen,
Dann stürzt er gut sich in die Fluth
Und ward nicht mehr gesehen.

N. Hocker.

St. Ritza.

Jenseits Coblenz wohnte Ritza einsam, von der Welt geschieden,
Jenes frommen Ludwigs Tochter, aber frommer selbst als dieser.
Immer Morgens, wenn die Glocken in St. Kastors Kirche riefen,
Schritt sie auf des Rheines Wellen freudig hin, vor Gott zu knieen.
Gerne trugen sie die Wellen, denn ihr Herz war reich an Frieden,
Und im gläubigen Gemüthe wuchs ihr nur Vertrau'n und Liebe.
Berge könntet ihr versetzen, hättet ihr Vertraun und Liebe,
Ueber Meere sicher wandeln, wär' euch Zuversicht beschieden.
Also ging die fromme Ritza, wie auf salz'ger Fluth die Kiele,
Und des Rheines Schmeichelwogen, freundlich ihren Fuß umspielten,
Trocknes Fußes ging sie täglich nach St. Kastor und hinwieder,
Und verdoppelt blickt' ihr Antlitz aus des Stromes glattem Spiegel.

Aber einst, da wildgehoben war die Fluth und Stürme bliesen,
Wollte Zagen sie beschleichen, Zweifel ihren Muth besiegen.
Standen Reben da am Ufer, sich um Kieferpfähle schmiegend,
Riß sie einen aus der Erde, daß er ihr zum Stabe diene;
Setzt den Fuß dann auf die Welle und die Welle will sie wiegen,
Aber nur dem Pfahl vertrauend, hält sie ängstlich sich an diesen:
Sieh, da sinkt ihr Fuß zu Grunde und der Stab versagt ihr Dienste,
Wasser spült um Knie und Hüfte und noch sinkt sie tief und tiefer.

Da in Todesnöthen dachte sie des Heilands, der gebieten
Kann dem Sturme sich zu legen und der Fluth gemach zu fließen.
Aus den hoch gehob'nen Händen schleudert sie den Schaft der Kiefer,
Streckt sie flehend zum Erlöser, neues Glaubens voll, und siehe,
Wieder heben sie die Wogen, und der wilden Fluth entstiegen,
Tritt sie mit dem Fuß die Welle, schreitet fürder triumphirend,
Und gestärkt im Glaubensmuthe naht sie bald dem sichern Ziele.

In St. Kastor wirkt noch Wunder was der Welt von ihr geblieben;
In der Schaar der Sel'gen Gottes ist der Stuhl ihr angewiesen.

Karl Simrock.

Die Stiftung des Frauenklosters Lichtenstern.

Zu Weinsberg steht ein Hügel,
Der grauer Vorzeit Trümmer trägt,
In denen Westhauchs Flügel
In stiller Nacht die Harfe schlägt.

Hörst du dies fremde Klingen
Vom Berge durch die Rebenflur,
Fragst du: woher dieß Singen?
Singt ihren Kummer die Natur?

Ich Armer, halb erblindet,
Saß jüngst dort auf bemoostem Stein,
Da hat der Klang entzündet,
Im Innern mir den hellsten Schein.

Ja, Dank dem Traumgesichte,
So mir die äußre Nacht zerstreut!
In mir im hellsten Lichte
Steht dieses Berges alte Zeit.

Da ragen hohe Thürme,
Da steht ein langes Ritterhaus,
Ringmauren, fels'ge Schirme,
Die blicken stolz in's Thal hinaus.

Da reiten kühne Ritter
Durchs Eisenthor im Kleid von Stahl;
Doch aus Verließes Gitter,
Statt Harfenlaut, tönt Laut der Qual.

Und in der Burgkapelle
Da kniet in tiefer Finsterniß,
Beraubt der Augen Helle,
Die fromme Gräfin Luitgardis.

Sie spricht und Thränen floßen:
„Bekränzt hat heut mein Kind dein Bild
Mit Lilien und Rosen,
O Mutter Gottes reich und mild!"

„Nur einmal noch laß sehen
Den Gatten mich, das süße Kind!
Dann werd' ich, soll's geschehen
Nach Gottes Rath, gern wieder blind."

Lang fleht sie so in Nächten,
Bis draußen auch erstirbt das Licht,
Als plötzlich ihr zur Rechten
Maria strahlend steht und spricht:

„O Menschenleid! hast Grenzen!
Dir werde mehr, als du gefleht!
Blick auf! und sieh erglänzen
Den Stern, der licht gen Morgen steht!"

Das Fenster der Kapelle
Aufwehet Paradiesesduft,
Aufblickt die Gräfin helle,
Und sieht den Stern in blauer Luft.

Sieht hoch aus goldnen Lüften
Die Mutter Gottes lächeln mild;
Ein wundersüßes Düften
Ringsum das Rebenthal erfüllt.

Des Dankes Thränen flossen
Aus Augen klar, nie wieder blind,
Auf des Altares Rosen,
Und die der Lust auf Mann und Kind.

Und dort, wo sie erschaute
Den lichten Stern am Walde fern,
Ein Kloster sie erbaute,
Das hieß zum Dank sie Lichtenstern.

Die Glocken hör' ich klingen,
Hör' in des Chores Heiligthum
Viel zarte Stimmen singen:
„Der Mutter Gottes Preis und Ruhm!" —

Des innern Schauens Schimmer
Ungern aus meiner Seele schwand.
Da lag die Burg in Trümmer
Und die Kapelle nicht mehr stand.

Und wehmuthsvoll aus Mauern
Klang mir der Aeolsharfe Laut,
Als hätt' Natur zum Trauern
Sich ein Asyl hier aufgebaut.

Ich rief: „O du Kapelle!
Zeig' mir von dir noch einen Stein!
Um meiner Augen Helle
Soll heiß auf ihm gebetet sein.

Und du, Maria, Reine!
Kommt's, daß mein Auge decket Nacht,
Hier mir in Lieb' erscheine
Und zeig' mir eines Sternes Pracht.

Kein Kloster kann ich bauen,
Doch, Mutter Gottes! mein Gesang
Soll tönen lieben Frauen
Zum Preis und Ruhm mein Leben lang."

Justinus Kerner.

Girita, Gräfin von Geldern.

Girita in Bensbergs Schlosse
Knieet vor Marias Bild,
Ihrer Thränen Strom versieget,
Drinnen tobt der Schmerz so wild.

„Meine Jutta gib mir wieder,
Gnadenmutter, wenn du je
Fühlest in dem tiefsten Herzen
Kindberaubter Mutter Weh."

„Hörst du mich nicht, Schmerzensmutter?
Kein Erbarmen ist bei dir?
Sieh, so raub' ich deine Wonne,
Raub' dein holdes Kindlein mir."

Und sie hebt sich von der Erde,
Reißt das Jesuskind herab:
„Eher nicht geb' ich es wieder,
Bis ich meine Jutta hab'!"

Eine Bärin hat zerissen
Ihr das Kind, so schön und lieb,
Sättigt sich an seinen Wunden.
Die der grimme Zahn ihm hieb.

Doch Mariens Wundergnade
Hört der Mutterliebe Schmerz,
Schlägt mit Tod die wilde Bärin,
Weckt zum Leben Jutta's Herz.

Kind und Mutter fliegen selig
In die lieben Arme sich.
„Bist du wieder mir gegeben,
Jutta, Kind, o Jutta, sprich?"

„Oder sendet mir der Himmel
Ein entzückend Traumbild nur?
Aber nein, ich seh' am Halse
Narben, wilder Zähne Spur.

„Ob der Mutterlieb', Maria,
Hast du Jutta mir geheilt;
Weil ich nicht den Schmerz gebändigt,
Ihr die Narben zugetheilt."

„Tragen auch das grimmste Leiden
Will ich fürder duldungsvoll;
Herrlich Beispiel bist du worden.
Wie den Schmerz man tragen soll."

Und sie hat es wahr gehalten:
Als Aebtissin freudig starb
Girita im Stift zu Essen,
Sich der Heil'gen Kron' erwarb.

H. Düntzer.

Schreckimwald's Rosengärtlein.

Viel wundervolle Sagen aus grauer Heldenzeit,
Sind Herold deiner Größe und alten Herrlichkeit,
Sind Herold deines Ruhmes, geprief'nes Oesterreich,
Denn wer ist dir an Schönheit, wer dir an Kraft und Milde gleich?

O Heimath werther Helden, o Garten blüh'nder Frau'n,
Wie viel ist Ruhm zu melden der Frucht, die da zu schau'n?
Glorreich in Schlacht und Streiten, — ohn Falsch auch in Gefahr,
Drob klang's von tausend Saiten wie Mährchen hold und wunderbar!

Mit Donnern zog der Sturmwind aus Süd und Nord herbei,
Strahlt doch nach all den Wettern dein Himmel blau und frei.
Ein Irisbogen schimmert, wo fern die Wolke thaut,
Aus dem des Kreuzes Zeichen mit Purpurflammen niederschaut.

Wie wogt nicht deine Donau so groß und stolz einher,
Und steigt aus feuchter Urne und schwillt und füllt ein Meer!
Ich hab' ein Lied vernommen, das aus der Woge klang,
Der Sturmwind schlug die Saiten, die Zeit am Steuer saß und sang.

Wer pilgert da so spät noch die Straß' am Wanderstab'?
Fließt doch die Locke silbern vom Haupt ihm schon herab,
Ein Fiedler ist's aus Oesterreich, das Herz voll Gottvertrau'n,
Mit diesem Schilde zieht er vorüber an des Aggsteins Grau'n.

Er pilgert durch die Lande mit seinem Saitenspiel,
Beglückt, wenn's einem Herzen voll Redlichkeit gefiel,
Wenn hier er Leid gemildert, dort Fröhliche entzückt,
Da, dünkt ihn, hat der Himmel den reichsten Lohn ihm zugeschickt:

Zu Aggstein auf der Veste, den Demant in dem Reif
Der rauhen Felsenberge, da sitzt ein wilder Greif,
Der schlägt die blut'gen Krallen in's tiefste Mark dem Land',
Und hält die Riesenschwingen weitschattend d'rüber ausgespannt.

Der schaut gar stolz hernieder vom Gipfel seines Bau's,
Und sieht sich auf dem Strome die sich're Beute aus,
Und wo der Kaufmann hinzieht mit Lasten mannigfalt,
Do holt der Greif sein Opfer, da würgt der grimme Schreckimwald.

Und droben auf der Veste ward eben Nacht zum Tag',
Da saßen sie beisammen und hielten Lustgelag.
D'rum ward hinauf der Sänger geschleppt zum Felsenschloß';
Daß er bei gutem Weine ein Loblied singe schlechtem Troß'.

Er steht im Ring' der Räuber — Fluch solcher Sängerfahrt!
Da faßt ihn bitt'rer Unmuth — sein Blut erglüht und starrt,
Da bebte seine Stimme, da trübte sich sein Blick,
Im tiefen, heiligen Grimme fleht er um Rache zum Geschick.

Und statt des Wollusttaumels, der frech in Sünden glüht,
Singt er von Gottes Zorne ein donnergrollend Lied,
Aufspringen dunkle Gräber, des Todes morscher Schrein,
Und niedersteigt der Richter und rollt des Himmels Segel ein.

Da springt im Kreis der Zecher der Schreckimwald empor
Und herrscht, vor Grimm erbleichend: „Hinauf zum Felsenthor!
Du frecher Fiedler büße die Kühnheit mit dem Tod',
Von meinem Rosengärtlein schau aus in's letzte Morgenroth!"

Hoch auf des Berges Gipfel in Felsen eingehau'n,
Da war das Rosengärtlein des Schreckimwald zu schau'n,
Kaum eines Fußes Breite faßt Raum das Leben da,
Wo grau'nvoll gähnt der Abgrund und Geier zieh'n den Wolken nah'.

Wer da hinausgestoßen — schwer kracht das Eisenthor,
Und hinter seinem Rücken, da klirrt der Riegel vor,
Und ach! vor seinen Blicken so bodenlos das Grab, —
Verzweiflung kreischt hernieder, es reißt der Wahnsinn ihn hinab.

Da sitzt der Fiedler droben, wohl bis zum dritten Tag;
Ob ihm kein Retter nahen, kein Wunder helfen mag?
Es will kein Wunder werden, es will kein Retter nah'n,
Nur Wolken zieh'n vorüber auf geisterhaft verlass'ner Bahn.

So leb' denn wohl, o Erde, du schönes Wunderland,
Das sich mit Mutterliebe dem Säugling' zugewandt,
Leb' wohl mit deinen Wäldern, die mich so sanft gekühlt,
Mit deiner gold'nen Sonne, die mir so mild in's Herz gespielt.

Du blauer Strom vor Allem, der noch mein Herz erfreut,
Trägst so viel theure Lasten hinab ins Meer der Zeit,
Du hast auch mich gewieget an deiner treuen Brust,
Du hast auch mich geschaukelt, ein Gotteskind voll Himmelslust!

Leb' wohl! — der Sänger scheidet, die Sendung ist vollbracht,
Ich nahm den Ruf des Geistes mehr als den Staub in Acht,
Wie ich von Gott gesandt war als Kämpfer seines Streits,
Hab' ich für Gott gestritten und klamm're sinkend mich an's Kreuz."

Dr'auf breitet er die Arme — die Lippe leise fleht,
Im Herzen zuckt die Flamme, sein Blick ist heiß Gebet, —
Und stürzt sich in den Abgrund, der lautlos starrt und schweigt,
Und über dem der Nachtgeist in Nebelflor gehüllt sich neigt. —

Und noch bevor im Thale der Morgennebel braut,
Da blitzen Schwert und Schilde, so weit ein Auge schaut,
Da ist mit einer Kriegsschaar bedeckt das ganze Land;
Sagt an, wer gegen Aggstein die Helden zahllos ausgesandt?

Sie hat gesandt der Herzog im Lande Oesterreich,
Den Schreckimwald bedrohend mit schwerem Todesstreich',
Und vor den Schaaren schreitet ein Greis gar muthig hin,
Der kundig ist des Weges, fürwahr, dem Kriegsheer zum Gewinn.

Er kennt und führt die Pfade durch Schlucht und Felsenriß,
Hindurch die finst'ren Tannen und über Schutt und Gries,
Hei, wie sie rüstig klimmen, bis sie den Mauern nah'n,
Und ihre trotz'gen Thürme ein starker Eisenring umfah'n.

Und eh' sich vorbereitet zum Kampf der Schreckimwald,
Eh' noch von seinen Zinnen des Wächters Horn erschallt,
Ist schon ein Thor erbrochen, die Tapfern dringen ein; —
„Ei, Schreckimwald, nicht länger sollst du ein Schreck der Wälder sein!"

Wie nun der wilde Räuber sich rüstet auch zum Streit',
So sind doch Aggsteins Mauern dem Untergang geweiht,
Gebrochen sind zertrümmert die Thürme sammt dem Wall',
Und Freudenfeuer künden weithin im Lande seinen Fall.

Und als in seinem Haupthaar die Faust der Henker ballt,
Des Sünders rollend' Auge schaut eine Grau'ngestalt;
„Bist du vom Tod' erstanden?" schreit er voll Ingrimm wild,
„„Der Herr war mein Vertrauen!"" der Greis ihm d'rauf entgegnet mild.

„„Als ich vom Rosengärtlein zum Abgrund' niedersprang,
Da faßt ich einen Baumast, durch den's zum Heil gelang;
So hoch trägt auch die Schwinge den Geier kaum im Flug,
Als Gottes ewige Gnade das Werkzeug seines Willens trug.""

Der Räuber starrt' erbleichend, denn an des Henkers Schwert'
Erkannt er wohl, ihm werde des Sängers Droh'n bewährt,
Und rief: „O Herr verzeihe, wenn's nicht zu spät bereits,
Ich fühl's, nichts steht auf Erden, was sich nicht klammert fest an's Kreuz!"

Andr. Schumacher.

Die blühenden Rosen.

Es stand die hehre Gottesbraut
Von Silberperlen überthaut
Am Wald in einer Blende;
Ihr Haupt im Morgenschimmer glänzt',
Denn täglich ward sie schön bekränzt
Durch eines Mädchens Hände.

Das Kindlein schaute mild herab
In dieses Lebens Wogengrab
Aus der Madonna Armen.
Oft schien's, als winke es herauf
Aus dieses Lebens Pilgerlauf,
Dort oben zu erwarmen.

Die Jungfrau weilte früh und spät
In heißem brünstigen Gebet
Dort vor dem Gnadenbilde.
Das Leben schien ihr kalt und leer,
Die Welt so öd', nichts weiter mehr
Als ein erstarrt Gefilde.

Doch Himmelsfriede füllt die Brust,
Hat sie die Rosen voller Lust
Gepflückt zu dem Gewinde,
Sie sucht die prächtigsten sich aus,
Die Knösplein zart zu einem Strauß
Wand sie dem Jesuskinde.

Doch traf sie der Gedanke schwer:
„Wo nehm' ich denn die Rosen her,
Wenn's rauh weht in den Lüften?"
„„Kleinmüth'ge!"" scholl es zu ihr hin,
„„Genügt dir nicht des Sommers Blüh'n,
Nicht all sein reiches Düften?""

So pflegt' sie ohne Unterlaß
Die zarten, süßen Blumen, daß
Die Kelche stolz sie hoben,
Und, wenn gepflückt, den Baldachin
Von Weiß und Roth und Dunkelgrün
Um die Madonna woben.

Doch herbstlich ward die Sommerluft,
Verweht war bald der Blumenduft,
Die Rosen alle schwanden.
Und als der Winter Thal und Höh'
Bestreuet hat mit dichtem Schnee,
Kahl alle Hecken standen.

Die Jungfrau lag im Kämmerlein,
Der wilde Schmerz zuckt im Gebein,
Der Tod reicht ihr die Hände;
Und als ihr letzter Seufzer schallt,
Dacht' sie des Bildes vor dem Wald,
Das einsam in der Blende.

Doch sieh', wie's draußen grünt und blüht,
Wo eis'ger Nord durchschauernd zieht,
Es duftet an den Hecken;
Die Rosen sprießen duftend auf,
Als wollt' der Lenz in raschem Lauf
Die starre Erde wecken.

Als man zu Grab die Todte trug,
Da ward der Sarg, das Leichentuch,
Geschmückt mit frischen Blüthen,
Die, wie ein milder Engelsmund
Tief aus dem winterlichen Grund
Nach Oben deutend, glühten.

N. Hocker.

Das Jesusbrünnlein.

Hoch auf dem Hörselberge
Hielt unter treuer Hut
Ein Schäfer seine Heerde
In heißer Sonnengluth.

Die armen Schäfchen lechzten
Nach einem Wasserstrahl,
Der Hirte selber schwankte
Matt von des Durstes Qual.

Wohin er ging und blickte,
Vertrocknet war der Quell,
Vertrocknet Fluß und Bächlein,
Ihn labend sonst so hell.

Da fällt er auf die Kniee
Und stammelt ein Gebet,
Indeß vor seinen Augen
Sich Erd' und Himmel dreht:

„Mein Jesus lieber Heiland,
Hilf gnädig mir durch Gott,
O hilf mir durch Maria
Aus solcher großen Noth!"

Und als er zu dem Himmel
Noch betend sah empor,
Sprang aus dem nahen Felsen
Ein frischer Quell hervor.

Dem Heiland freudig dankend
Streckt aus er seine Hand,
Und schöpfte neues Leben
Sich an der Felsenwand.

Und nie seitdem versiegte
Der kühle Gnadenquell;
Das Jesubrünnlein rieselt
Noch heute silberhell.

A. Bube.

Walther von Birbach.

Walther von Birbach, der kühne Mann,
Dienet Marien!

Sein Sinn auf neue Siege sann,
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Zu Darmstadt ist ein Festtournier,
Dienet Marien!

Drum sprengt er durch das Waldrevier,
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Maria im weißen Kleide.

„Maria, Himmelskönigin!
Heut' gieb mir Sieg, du Siegerin!"

Sein Herz in Freuden schwimmt und schwebt,
Wenn er den Blick zur Jungfrau hebt.

Wohin ist ihm der Geist entrückt?
In Andacht kniet er wie verzückt.

Das nimmt die Benedeite wahr,
Da steigt sie nieder vom Altar,

Hebt ihm den Helm vom Haupte sacht;
Schon deckt er goldner Locken Pracht.

Den Panzer lös't sie leis und schlau
Und schnallt ihn an, die schöne Frau.

Sie nimmt ihm Halsberg, Schwert und Schild,
Und spornt sein Roß durchs Korngefild.

Nicht lange währt's, sie ist zurück,
Gibt Alles wieder Stück für Stück.

Sie rührt ihn mit dem Finger kaum,
Da kehrt sein Geist aus sel'gem Traum.

Noch einmal neigt er sich dem Bild
Und spornt sein Roß durch's Korngefild.

„Herr Ritter, wollt ihr zum Turnei?
Zu spät, zu spät, schon ist's vorbei."

Und wer ist's, der den Sieg gewann?
„Walther von Birbach, der kühne Mann."

Walther von Birbach, spottet nicht,
Sonst fühlt ihr seines Arms Gewicht.

Doch wie er ritt zum Thor hinein,
Ihm neigen alle Fähnelein.

Und wie er lauscht, thut jeder Mund
Mit Preisen seinen Namen kund.

Drei Ritter kommen vom Turnei:
„Ach, edler Sieger, gib uns frei!

„Wir bieten hohes Lösegeld,
Dein starker Arm hat uns gefällt."

Da tagt es in des Ritters Sinn:
„Maria war die Siegerin!" —

„Nicht meine Kraft hat das gethan;
Kein Lösegeld darf ich empfah'n.

„Ihr müsset dienen lebenslang,
Dienen Marien!

„Der lieben Frau, die euch bezwang,
Alle Himmel bieten ihr Ehre."

K. Simrock.

Verschiedenes.



St. Gertruden Minne.

Es war ein Ritter in Niederland,
Der trug einer Jungfrau große Minne,
Die Reine war St. Gertrud genannt,
Die benahm ihm Herz und alle Sinne.

Die Jungfrau liebte keinen Mann,
Sie hatte sich ins Kloster begeben,
Gott und dem guten St. Johann,
Dem wollte sie dienen all' ihr Leben.

Der Ritter, der sonst täglich kam,
Jetzt durft er sie nicht sehn noch sprechen:
Das schuf ihm Kummer und bittern Gram,
Er dacht, sein Herz sollt ihm zerbrechen.

Hatt er schon viel mit mildem Muth
Gespendet, der Schönen Gunst zu erringen,
Nun gab er gar sein Hab und Gut
Zu ihrer Ehre Messen zu singen.

Sein Land, sein Volk, sein ritterlich Schloß
Gab er dahin an ihren Orden,
Und als das dritte Jahr verfloß,
War er ein armer Mann geworden.

„Nun Ade, Süßlieb und bleibt gesund,
Ade, muß euch auf ewig meiden,
Mir ist nicht Weg noch Straße kund,
Muß einsam schweifen auf wilder Heiden."

In einer finstern Mitternacht,
Da er auf wilder Heide gehet,
Sein hat der böse Feind wohl Acht,
In Mannsgestalt er vor ihm stehet.

Da sprach der böse Feind ihm zu:
„Wie ist euch, Freund, dies Leid gekommen?
Gebt euer armes Herz in Ruh,
Wollt ihr, ich schaff euch Glück und Frommen.

„Mir ist noch mancher Schatz bekannt,
Ich will euch Guts die Fülle geben,
Nur setzt mir eure Seele zum Pfand,
Und sprecht, wie lang ihr denkt zu leben? —

„Sieben Jahr und dann nicht mehr,
Sieben Jahre, das soll mir genügen." —
„Nun reicht mir Brief und Siegel her." —
Der Ritter schrieb es mit klaren Zügen.

Er hing sein Siegel wohl an den Brief;
Gezeichnet war's mit seinem Blute.
Er diente so gern seinem süßen Lieb:
Schon wollt er hin mit frohem Muthe.

„Und sind die sieben Jahr verbracht,
Stolzer Ritter, des sollt ihr gedenken,
Hier harr ich euer um Mitternacht,
Ich will euch keine Stunde schenken.“

Nun hatte der Ritter sieben Jahr Zeit,
Da durft ihm Gutes nie gebrechen,
Er mochte zu Ehren der schönen Maid
Nach Lust die Ritter vom Sattel stechen.

Und als es kam an das siebente Jahr,
Und als es ging in die letzten Wochen,
Der Ritter ward es mit Schrecken gewahr,
Er gedachte, was er dem Feinde versprochen.

Und als es kam an den letzten Tag:
„Ade St. Gertrud, wir müssen uns scheiden,
Den ich vor euch nicht nennen mag,
Der harret mein auf wilder Heiden.“

„Nun trinket, Ritter, St. Johannes Geleit
Und meine Minne, das muß euch frommen,
Nun trinket, Ritter, wie traurig ihr seid,
Ich hoffe, ihr sollt noch wieder kommen.“

Er hob den Becher wohl an den Mund,
Er trank den Wein auf ihre Minne,
Er trank ihn aus bis auf den Grund
Und ließ keinen Tropfen darinne.

Da ritt er hinaus in die Mitternacht
Und stach schnelle das Roß mit den Sporen,
Er hat sich keiner Weile bedacht:
„Es ist doch nun allzumal verloren."

Und als ihn der böse Feind ersah,
Der wich zurück vor ihm mit Zagen:
„Nehmt euern Brief! kommt nicht so nah!
Ich will euch los und ledig sagen.

„Sie sitzt dahinten auf euerm Pferd,
Deren Minne zuletzt ihr getrunken,
Sie hat es mir allzustreng verwehrt,
Da ist mir alle Macht entsunken."

Der euch das Lied von Neuem sang,
Dem brauch St. Gertrud nur zu winken,
Ihm währt der Tag oft viel zu lang,
Am Abend ihre Minne zu trinken.

Nach dem Volksliede.

Die weiße Lilie.

Vorbei ist Mitternacht. Des Mondes Licht
Weilt zögernd auf den Zinnen von Corvey.
Doch nicht dem Tag gehorcht die heil'ge Pflicht:
Schon regt sich's in den Zellen der Abtei.

Zur Matutin der Glocke Ruf erschallt,
Den Herrn der Welt zu preisen mit Gesang:
Schlaftrunk'ner Mönche schwerer Tritt verhallt
Eintönig im gewölbten Klostergang.

Im Kirchenraum herrscht dämmernd öde Nacht,
Die ew'ge Lampe flackert ungewiß,
Den Mondstrahl dämpft der Scheiben farb'ge Pracht,
Und in den Winkeln nistet Finsterniß.

Ein fester Schritt durchmißt den Gang in Hast,
Der erste tritt Markward von Spiegel ein,
Dem kaum ein wilder Jugendtraum verblaßt,
Da sucht' er übersatt die Ruh' allein.

Zum hohen Chor eilt Markward — steht gebannt,
Als schaut er in den tiefsten Höllenpfuhl,
Nach seinem Betstuhl starrt er unverwandt: —
Die weiße Lilie liegt auf seinem Stuhl! —

Die weiße Lilie hing seit manchem Jahr
Im hohen Chor an einem eh'rnen Kranz,
Und Keiner sagt, wo sie erblühet war,
Doch ewig unverwelklich schien ihr Glanz.

Naht eines Mönches letzte Stund heran,
So thut es ihm die weiße Lilie kund:
Auf seinem Betstuhl findet er sie dann
Im Gotteshaus zu früher Morgenstund!

Wohl hat sich Markward aus der Welt verbannt,
Doch zahlt' er nicht dem Leben Abschiedssold, —
Die weiße Lilie schleudert seine Hand
Auf's Pult des greisen Wecibold.

Den Alten packt's, daß er darnieder lag,
Um spät von schwerer Krankheit zu ersteh'n,
Markward von Spiegel starb am dritten Tag:
Die weiße Lilie ward nicht mehr gesehn.

Gisbert Freiherr Vincke.

Der Mönch zu Heisterbach.

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernsten Ort;
Der Ewigkeit sinnt tief und still er nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach:
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag.
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf' erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt; — jedoch die Kirche ist schon hell;
Und d'raus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wunderbar, ein And'rer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reih'n,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's, da murmelt man durch's Heiligthum:
Dreihundert Jahre hieß so Niemand mehr.

Der letzte dieses Namens tönt es laut,
Er war ein Zweifler und verschwand im Wald,
Man hat den Namen Keinem mehr vertraut.
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr:
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, ihn tödtet dieses Leid,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit.

„Was er verhüllt, macht mir ein Wunder klar;
D'rum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach;
Ich weiß: ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag."

Wolfg. Müller.

Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht,
Wir werden unsern Kindern vererben sie auf's neu':
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

Das Walserfeld bei Salzburg, bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum verstümmelt und verdorrt,
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letzten Mal.

Und ist die Zeit gekommen und ist das Maaß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll,
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rothe Ströme den Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh,
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt,
Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch hervor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

Wenn nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze auf's neu lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angethan,
Das ist das erste Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuert dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang verheißne Zeit,
Und schmückt er sich mit Blüthen, so ist das Ende nah,
Und trägt er reife Früchte, so ist die Stunde da.

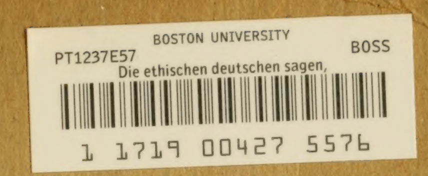
Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn gefragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt,
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft,
Und schwöllen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maaß der Sünde: ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar:
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

A. v. Chamisso.

Trier. Druck der Buntenbroich'schen Buchdruckerei.




BOSTON UNIVERSITY
PT1237E57
BOSS
Die ethischen deutschen sagen,
1 1719 00427 5576

